

Vergißeinnicht 1911

8 (1911)

Vergißmich!

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
Nr. 8.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmich!
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlfarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Eine Schüssel Maisbrei gefällig?

Köln a. Rh.
August 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmich!
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmich!
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergifmeinnicht“, als Wohlthäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Schön wie der Mond!

Hohes Lied 9.

Wie strahlt am Himmel hehr und rein,
Macht hell die dunkle Nacht,
Der schöne Mond mit gold'nem Schein,
Umkränzt von Sternenpracht!

Dem Wand'rer ist ein Freund so traut,
Ein Heimatgruß sein Licht,
Dem Erdenmüden, der es schaut,
Es winkt: „Verzage nicht!“

Sein Zauberglanz mein Auge bannet,
Es zieht sein klarer Blick
Den Geist hinauf ins bess're Land,
Spricht mir von Heil und Glück.

Du Mond, mit deinem milden Glanz,
Bist mir ein schwaches Bild
Der Jungfrau mit dem Sternenkranz,
Der Gottesmutter mild.

Denn schaut mein Geist zu ihr hinauf,
In Lebensnacht und Schmerz,
Da geht der Hoffnung Stern mir auf,
Rehrt Friede in mein Herz.

Maria, himmlisch hehr und rein,
So schön und wunderbar,
Sie, ew'ger Sonne Widerschein,
Der Welt das Licht gebär.

Ihr Zauberglanz die Herzen bannet,
Sie bringt uns Heil und Glück,
Und führt das Kind an Mutterhand
Zur Heimat dort zurück!

E. S.

Die ersten Tage in „St. Paul“.

Von P. Dominikus, R. M. M.

Es war Samstag, den 6. Mai l. J., also an einem Muttergottesstage, der zugleich dem Andenken an das Marienrium Johannis des Evangelisten geweiht ist, da schnürte auch ich meinen Bündel und wanderte von Köln, in dessen Mauern ich seit Wochen ein so gastliches Heim gefunden, hinüber nach unserm neuen Missionshause „St. Paul“. In meiner Begleitung war Fr. Edmund, der erst wenige Tage zuvor von Südafrika gekommen, und Br. Kustikus. Die Fahrt ging über Neuß, Crefeld und Kempen; von da benützten wir die Geldernsche, über Straelen nach Revelaar führende schmalspurige Kreisbahn bis Walbeck.

Hier begrüßte uns mit hellem Zuruf unser Missionsprofurator, der Hochw. P. Notker, der im Dezember 1910 das Missionshaus angekauft und während der letzten Tage für die neuen Ankömmlinge mit vielem Eifer und Fleiß wohnlich eingerichtet hatte. Nebenan stand ein großes, zweispänniges Gefährt, auf dem im Notfall 10—12 Personen Platz hatten. Der Wagen ist ein Geschenk des vormaligen Besitzers von Klein-Wink („St. Paul“) und leistet uns vortreffliche Dienste. Als Kutscher aber fungierte unser waderer Br. Servulus, der ebenfalls erst zwei Tage zuvor mit dem Hochw. P. Superior und drei anderen Brüdern von Mariannhill eingetroffen war. Da gab's nun ein fröhliches Wiedersehen, Grüßen und Händedrücken! Waren wir doch in Südafrika über zwei Jahrzehnte hindurch in Freud und Leid beisammen gewesen.

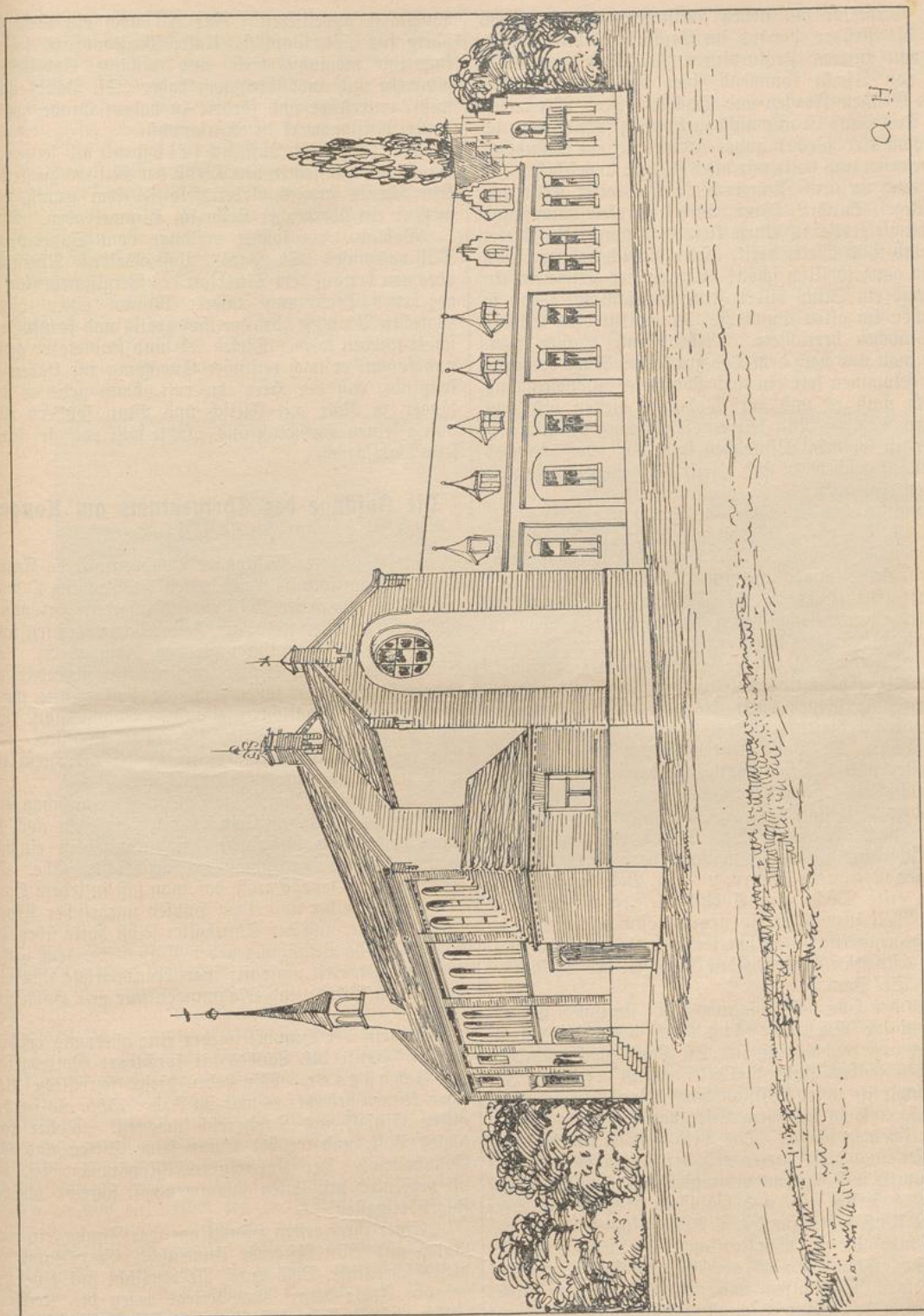
Nach lud man die mitgebrachten Effekten, ein halbes Dutzend Koffer, Kisten und Pakete auf den elegant gebauten, goldgelb angestrichenen Wagen, wir stiegen auf, und in munterem Trabe ging es nun der holländischen Grenze zu. Die Strecke von Walbeck nach „St. Paul“ geht man sonst in einer kleinen Stunde zu Fuß; des Gepäcks wegen machten wir einen beträchtlichen Umweg über Arcen, hatten aber dafür den Vorteil einer bequemen Landstraße. Die ganze Gegend ist eben und

flach wie ein Stubenboden und durch zahllose kleine Gräben und Wasserläufe markiert. Kommt einmal dazwischen ein mit dichtem Heidekraut überwachsender Sandhügel zum Vorschein, so gilt er hier schon als „Berg“. Für gezielende Abwechslung sorgen übrigens die zahlreichen Wälder, meist Pinien, Eichen, Buchen und Birken, die wohlgepflegten Wiesen und Felder, sowie die schmucken, oft weit auseinander liegenden Gehöfte, sodaß der Gesamteindruck ein recht günstiger ist.

Nach kurzer Fahrt waren wir an der Grenze und standen nun dem holländischen Zollamt gegenüber. Da hieß es Halt machen und den Forderungen des Staates genügen. Unsere Versicherung, wir hätten nur „gebräute Jaaken“ (gebrauchte Sachen), fand bei dem gestrengen Herrn nur halben Glauben. Wenigstens ein Blechkoffer mußte herunter und im Zollamt geöffnet und untersucht werden. Man tat's; der Zollbeamte wühlte etwas in dem geheimnisvollen Inhalte herum, gab sich aber bald zufrieden und ließ uns alle miteinander in Gnaden passieren.

Wir kamen nach Arcen; es ist das ein großes holländisches Dorf mit ungefähr 1500 Einwohnern, einer prächtigen gothischen Kirche und schmucken, recht proper gehaltenen Häusern. Von allen Enden und Ecken tauchten neugierige Gesichter auf, denn alles wollte die fremden Missionäre sehen, die soeben aus dem fernen Afrika gekommen. Wir grüßten und wurden auf's freundlichste wieder begrüßt.

Auch der Himmel sandte uns seinen Gruß; denn unerwartet schnell zogen sich, eben als wir durch Arcen hindurchfahren, dunkle Wolken zusammen, und ehe wir uns verfahren, ging ein tüchtiger Regenguß nieder, gegen den unsere Schirme nur wenig schützten. Um die Sache noch kräftiger zu machen, gesellten sich zum Regen auch prasselnde Hagelschlossen. Doch all das vermochte uns den guten Humor nicht zu verderben, im Gegenteil, wir nahmen diesen Segen von oben als eine gute Vorbedeutung und dachten, es sei unsere „Taufe“ zu einem glücklichen Einstand in „St. Paul“.



Missionshaus „St. Paul“.

Geraume Zeit ging es auf der prächtigen, rechts und links mit großen Buchenbäumen geschmückten Chaussee, die seinerzeit Napoleon I. erbaute und die von Paris nach Nismewegen führt, in flotter Fahrt voran. Das Gewitter hatte sich ebenso schnell, wie es gekommen,

wieder verzogen und mildem Sonnenschein Platz gemacht. Plötzlich bogen wir in einen schmalen Seitenweg nach rechts ein, und ein paar Minuten darauf hielten wir — vor „St. Paul“.

Hier kam uns sofort der Hochw. P. Nembard Leyen-

decker, Superior des neuen Missionshauses, entgegen, sowie die Brüder, die sich im Laufe der letzten Woche, teils von unseren Prokuraturen Würzburg und Köln, teils von Afrika kommend, hier versammelt hatten. Neues Grüßen, Fragen und Erzählen! . . . Wir treten ein. Das Haus ist mir nicht mehr ganz fremd, denn ich war schon vier Wochen zuvor einmal auf ein Stündchen hier gewesen und hatte mir alles flüchtig angesehen. Ich frage nach meinem Zimmerchen. P. Rotter weist mir den Weg. Durch 2 Türen, über 5 Stufen hinauf und drei hinab geht's in einen kleinen Raum, 3,80 Meter lang und 2,90 Meter breit. Hier bin ich daheim! Da ist's ja ganz idyllisch schön! Ein kleines Tischchen, ein Bett und ein Stuhl bilden seine Einrichtung, genau so wie schon im alten Bund die Sunamitin dem Elisäus ein Stübchen herrichtete. Mehr braucht's auch nicht. Wenn man uns nach dem Tod zur letzten Ruhe bestatten wird, bekommen wir ein noch schmaleres Plätzchen, und dennoch muß es uns zur Wohnung dienen bis zum jüngsten Tag. — Bin seitdem schon ganz heimisch geworden in meinem Winkelchen und hab' schon manches Artikelchen geschrieben und gefeilt für's Vergißmeinnicht und den Kalender.

Sonntag, den 7. Mai, am Schutzfest des hl. Joseph, gab es in „St. Paul“ schon drei hl. Messen und eine „Festpredigt“. Das Kapellchen ist zwar klein, ein einfaches Zimmer mit einem einzigen Fenster, oder vielmehr einer Glastüre, doch war es, dank der Freigebigkeit einiger hochherzigen Wohltäter, wie schon in der vorigen Nummer des Vergißmeinnicht erwähnt, mit dem zur Feier der hl. Messe Notwendigsten eingerichtet. Kleine Kreuzwegstationen, ein paar Gipsfiguren und Heiligenbilder dienen darin als besonderer „Schmuck“. Anwesend bei diesem ersten Sonntagsgottesdienste in „St. Paul“ waren 18 Personen, nämlich 3 Priester und 1 Priesteramtskandidat, 9 Brüder und 5 Postulanten. Doch zogen drei derselben wieder in Bälde von „St. Paul“ ab: P. Rotter, der Missionsprokurator, nach Würzburg, Br. Nivard, unser Architekt, der verschiedene Pläne für unabweisbare Neubauten zu entwerfen hatte, nach Bayern, und Br. Valentin, der nur für die erste Woche hier Aushilfe leisten mußte, nach Köln. Weil inzwischen ein neuer Postulant eintraf, so bilden gegenwärtig — ich schreibe diese Zeilen Ende Mai 1911 — sechzehn Personen das Personal des Missionshauses „St. Paul“.

Nach der Hochmesse, die um 9 Uhr stattfand, gab es eine wichtige V a u r a t s s i z u n g, denn, wie schon mehrfach angedeutet, muß in „St. Paul“ noch während des ersten halben Jahres allerlei gebaut werden. In Wirklichkeit ist unser Missionshaus keineswegs so groß und schön, wie es manchem Leser nach dem beigelegten Bilde erscheinen dürfte. Das Bild ist nach den Plänen gezeichnet, und diese harren erst der Ausführung. Die neue Kapelle soll übrigens vertragsmäßig schon bis Ende Juli 1911 fertig sein, und bis Ende August auch der geplante Umbau des Hauses, z. B. die Umwandlung des Pferdestalles in ein Refektorium, des Dachraumes in einen Schlafsaal usw.; ob aber die ebenfalls dringend notwendigen Werkstätten und neuen Stallungen noch vor Beginn des Winters unter Dach kommen werden, ist fraglich.

Die Anforderungen, welche durch all' diese Bauten an unser bescheidenes Missionshaus gestellt werden, sind groß und übersteigen weit unsere Mittel. Man zeihe uns daher nicht der Unbescheidenheit, wenn wir immer wieder an die Opferwilligkeit unserer geehrten Leser und

Wohltäter appellieren. Wer hat noch ein Scherflein übrig für „St. Paul“? Unser Missionshaus soll bekanntlich möglichst viele und tüchtige Arbeitskräfte sammeln und ausbilden; wer daher „St. Paul“ unterstützt, unterstützt und fördert in hohem Grade das gesamte Missionswerk in Mariannhill.

Wer hat endlich Lust, sich s e l b s t mit all' seinen Talenten und Kräften in den Dienst der Mission zu stellen? Ein schönes großes Arbeitsfeld ist ihm gewiß, nicht minder ein überreicher Lohn im Himmel oben.

Wohlan, ein solcher verlange vom Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland, oder von der auf dem Titelblatt des Vergißmeinnicht angegebenen Vertretung unserer Mission einen diesbezüglichen P r o s p e k t, der ihm gratis und franko zugesandt werden wird. Diesen lese und studiere er genau, und kommt er nach reiflicher Erwägung zur klaren Erkenntnis, daß der Herr ihn ruft, dann gehe er nicht länger zu Rute mit Fleisch und Blut, sondern führe mutig seinen Entschluß aus. „Gott will es!“ sei fortan sein Wahlspruch.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Die Kapuziner-Missionäre Bonaventura de Carriola und Francisco de Vas hatten die Provinz Ovando als ihr spezielles Missionsfeld zugeteilt bekommen. Am 8. September 1649, am Feste Maria Geburt, langten sie in der Hauptstadt gleichen Namens an. Der Collunto oder Statthalter empfing sie scheinbar mit großer Freude, wies ihnen aber eine elende Hütte, worin es an jeder Bequemlichkeit fehlte, als Wohnung an. Erst am späten Abend erhielten sie etwas zu essen. Die Mahlzeit bestand aus etwas in Wasser gekochtem Gemüse und einer gebratenen Maus.

Die Provinz Ovando galt zwar als eine schon zum Christentum bekehrte, allein überall herrschten noch die alten heidnischen Gebräuche, und kaum ein einziger Mann lebte in rechtmäßiger christlicher Ehe. Die Sittenlosigkeit war so groß, daß man fast in jedem Hause einige Nebeweiber und einen Haufen unehelicher Kinder finden konnte, und der Statthalter selbst hatte über 200 Weiber. Alle Bemühungen der Missionäre, dem Unfug zu steuern, waren umsonst; man beantwortete ihre eindringlichen Bitten und Mahnungen nur mit Hohn und Spott.

Da griff der Himmel wieder ein; abermals erschien an der Grenze des Landes die furchtbare Gottesgeißel der S c h a g g a e r. Wir haben dieses schreckliche Volk schon kennen gelernt; es war im Jahre 1555, als sie den ersten Einfall ins Kongoreich machten. Woher kam dieses Volk, und welches waren seine Sitten und Gewohnheiten? Der Kapuziner-Missionär Cavazzi, der oft persönlich mit ihnen zusammentraf, schreibt darüber folgendermaßen:

„Einer ihrer ersten Häuptlinge war Rimbo, ein nach Ruhm und Blut lüfterner Unmensch. Er verstand es, dieses schreckliche Volk durch die Aussicht auf eine ungeheure Beute derart zum Kriege gegen die Nachbarkvölker aufzustacheln, daß sie wie wilde Bestien darüber herfielen. Zuerst drangen sie bis ins Herz des Kongoreiches vor und verwüsteten es auf so furchtbare Weise, daß es bald einer Wüste glich. Als die Städte und Dörfer niedergebrannt und die Bewohner ermordet und aufgefressen waren, begannen die zahllosen Krieger, welche der Hunger zu quälen anfang, einen erbitterten

Kampf gegen die wilden Tiere. Sie warfen, um sie aus ihren Schlupfwinkeln aufzuscheuchen, Feuer in die prachtvollen Urwälder, und als auch das Wild zu Ende ging, fraßen sie Gras und Baumblätter und zogen erst nach einer anderen Gegend ab, nachdem sie den Heuschrecken gleich jeden grünen Halm abgenagt hatten.

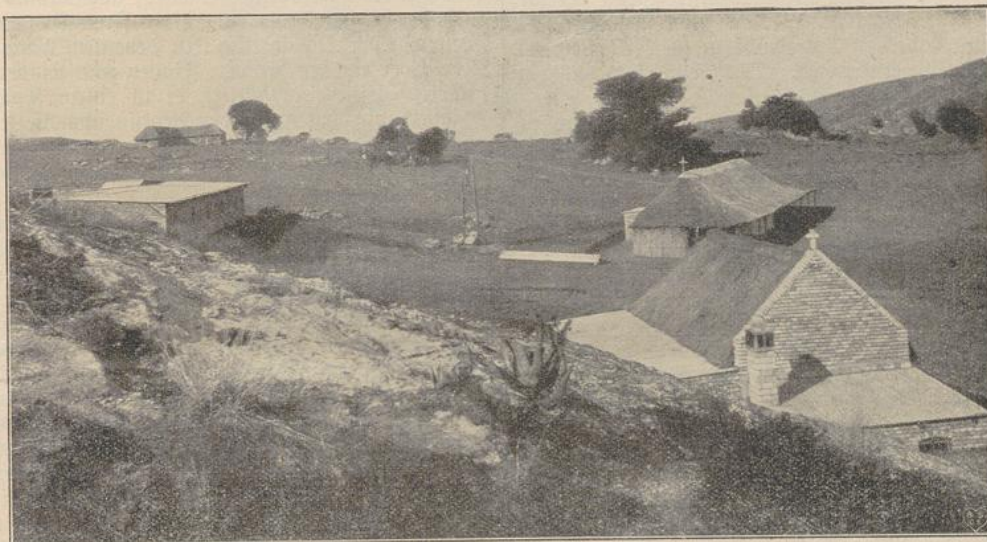
Einer der Hauptstämme ließ sich später in Matamka, der östlichen Provinz des Kongoreiches, nieder, wo er unter seiner berühmten Königin und Gesetzgeberin Tenban-Dumba eine schreckliche Berühmtheit erlangte. Diese Königin, die Tochter eines Häuptlings, zeichnete sich von früher Jugend an durch eine unbändige Kraft und Kühnheit aus. In Männerkleidung kämpfte sie stets in der vordersten Reihe, empörte sich nach dem Tode ihres Vaters gegen die eigene Mutter und machte sich selbst zur gefürchteten Königin ihres Stammes.

Ihre Regierung begann sie mit einer Schauer erregenden Handlung. Sie berief nämlich das ganze

Ruhmes meines Volkes unwürdig ist. Selbst meines eigenen Kindes, des einzigen, das ich geboren, habe ich nicht geschont, um wie viel weniger werde ich also jemals einen Feind verschonen!"

Diese Rede ward mit ungeheurem Jubel aufgenommen, alle schworen Tenban-Dumba blinden Gehorsam und gelobten, alles zu unternehmen und auszuführen, was sie nur immer befehlen würde. Die Mütter aber erwürgten, dem Beispiele der Königin folgend, ihre kleinen Kinder und kochten daraus eine Salbe, die man Madshija-Samba nannte und noch lange Zeit in wohlverstopften Gefäßen als eine kostbare und heilige Sache aufbewahrte.

Tenban-Dumba aber ergriff ein Beil, stellte sich an die Spitze ihres Heeres und zog gegen die Nachbarländer aus, wo alle Wohnungen niedergebrannt, die Felder und Gärten verwüstet, und Menschen und Tiere schonungslos niedergeschlagen wurden.



Missionsstation Triashill.

Volk zu einer Versammlung und ließ, nachdem sie ihr Vorhaben, neue Gesetze zu geben, kundgetan, ihren kleinen Sohn bringen, erwürgte ihn mit eigener Hand und zerstampfte ihn in einem Mörser zu Brei. Dann vermischte sie ihn mit zerriebenen Wurzeln, Blättern und Del und kochte die Mischung in einem Kessel zu einer Salbe, womit sie sich den ganzen Leib einrieb.

„Wir müssen“, sprach sie zu ihren Kriegern, „den Völkern das Andenten Zimboß ins Gedächtnis zurufen und ihnen Furcht einflößen. Der Schrecken muß vor uns hergehen und niemand wird es wagen, uns Widerstand zu leisten. Unser Grundsatz sei, nie einen Feind zu schonen; keiner soll sich rühmen können, bei uns Gnade gefunden zu haben. Habt auch keine Furcht wegen Speise und Trank; solange es Menschen auf Erden geben wird, haben wir zu essen, und ihr Blut sei unser Trank, denn wir wollen sie alle den Geistern unserer Vorfahren opfern und verzehren. Ich bin fortan eure Königin; ich will stets an eurer Spitze marschieren, und mein einziges Verlangen ist es, euch berühmt zu machen und mir den Namen einer gefürchteten Herrscherin zu erwerben. Fürchtet nicht, daß mich etwa die Schwäche meines Geschlechtes zu einer Handlung verleite, welcher meiner Herkunft, meines Mutes und des

Eines der ersten Gesetze der Schaggaer gebot den Müttern, alle männlichen Kinder sogleich nach der Geburt zu ermorden, oder den wilden Tieren vorzuwerfen; damit es jedoch den Mädchen nicht an Männern fehle und der Stamm nicht aussterbe, wurden die im Kriege gefangenen Knaben gar streng und hart erzogen. An sich schon zu den wildesten und häßlichsten Stämmen des Negerstammes zählend, suchten sie sich ein noch schreckhafteres Aussehen zu geben, als sie schon hatten. Sie machten sich tiefe Einschnitte in die Wangen und Lippen, verdrehten die Augen, daß man nur das Weiße darin sehen konnte, rissen sich an der obern und untern Kinnlade zwei Zähne aus und feilten die Eckzähne möglichst spitz, um ja den wilden Raubtieren möglichst ähnlich zu sehen. Ihre gewöhnliche Speise war Menschenfleisch, und nur wenn dieses fehlte, sättigten sie sich vom Fleische der Tiere. Schweine, Elefanten und Schlangen jedoch galten ihnen als unrein. Feldfrüchte verschmähten sie zwar nicht, wenn sie solche in Feindes Land vorfanden, sie selbst aber beschäftigten sich nicht mit deren Anbau.

Die Frauen mußten den Männern in den Krieg folgen, mußten während des Kampfes stets in deren Nähe bleiben, ihnen frische Pfeile und Speise reichen, ihren Mut anfeuern und die Gefallenen auf die Seite schaffen.

Nur die liebste Gemahlin bleibt zurück und besorgt das Hauswesen. Sie muß aber dem Manne bei dessen Scheiden Treue schwören. Kehrt er wohlbehalten zurück, so bietet er ihr das Herz und Gehirn eines von ihm erschlagenen Feindes an. Ist sie das ohne Zaudern, so gilt ihre Treue als erprobt, weigert sie sich, so wird sie als untreu angesehen und erstochen.

Das also waren die Schaggaer. Als sie im Jahre 1650 der Provinz Ovando nahen, erfaßte das ganze Volk ein furchtbarer Schrecken. Der Statthalter nahm seine Zuflucht zu den Missionären und bat um Rat und Hilfe. Sie mahnten ihn, auf die Barmherzigkeit Gottes zu vertrauen und sich der Hilfe von oben durch wahre Buße würdig zu machen. Er versprach Besserung und zog mit seinem Heere gegen den Feind, wurde aber in einem entscheidenden Treffen geschlagen und fiel auf dem Schlachtfeld.

Die Bewohner der Hauptstadt ergriffen bei dieser Nachricht die Flucht und niemand blieb zurück als die beiden Kapuziner-Missionäre, welche nicht zu folgen vermochten und daher in der Kirche an den Stufen des Altares den Tod erwarteten. Der Feind kam wie ein Hagelwetter daher, begnügte sich aber, die beiden Priester zu beschimpfen und zu mißhandeln. Die rohen Soldaten zertrümmerten den Altar, traten die Kirchengefäße mit Füßen und führten sodann ihre Beute vor ihre Königin, die berückigte Zingha, welche inzwischen mit ihrem Lager bis in die Nähe der Stadt Ovando vorgerückt war.

Mit Schauern gewahrten die Missionäre auf ihrem Wege, daß das ganze Land verheert und mit den Leichen der erschlagenen Bewohner bedeckt war. Sie begegneten Scharen von Krieger, welche Stücke von menschlichen Körpern auf Bambusrohren gespießt trugen und völlig roh aßen, sodaß das Blut über Gesicht und Brust heruntertriefte. Man kann sich die Angst und den Schrecken der armen Kapuziner denken, als sie von solchen Leuten zu dem Zelte der wegen ihrer Grausamkeit und Blutgier überaus berückigten Königin Zingha geführt wurden. Was konnten sie anders erwarten, als den grausamsten Martiertod? Doch es sollte anders kommen.

Zingha saß in ihrem aus Baumästen und Binsen hergestellten Zelte auf einem prächtigen Teppiche; neben ihr lagen ihre Waffen: Schild, Pfeil und Bogen. Als die beiden Priester eintraten, erhob sie sich etwas vom Boden und redete sie in portugiesischer Sprache an. Sie sollten Mut haben, sagte sie, und sich nicht fürchten, denn sie selbst sei eine Christin. „In meiner Jugend“, fuhr sie fort, „wurde ich getauft und in meinem Innern bin ich noch immer dem Christentum zugetan. Sobald die Verhältnisse meines Reiches es zulassen, will ich meinen Glauben offen bekennen.“ — Sie unterhielt sich mit den erstaunten Missionären, welche sie in ihrem Vorhaben zu bestärken suchten, noch lange über religiöse Dinge, bewirtete sie mehrere Tage aufs beste und gestattete ihnen dann, nach San Salvador zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Härte und Grausamkeit der Kaffern.

Die meisten unzivilisierten Völker sind hart und grausam; es lebt etwas Wildes, Tierisches in ihnen, man könnte auch sagen Diabolisches. Denn wenn ein Mensch direkt seine Freude befindet an den Qualen und Peinen anderer, wie wir das bei so vielen Häuptlingen des

Zuluvolkes finden, so kann man das nicht anders nennen als teuflisch und diabolisch.

So ein Mann war Tschaka, der vielgenannte König der Zulus. Er mordete seine Leute wegen der geringsten Veranlassung. Ein Mann niest in der Gegenwart des Königs. Das ist eine Respektlosigkeit, ja eine Majestätsbeleidigung, die nur mit dem Tod gesühnt werden kann. Man schlägt den Frevler einfach mit einer Keule nieder. Seine Angehörigen bekundeten Schmerz darüber; das ist unverzeihlich; sie nehmen offenbar Partei für den Rebellen gegen den angestammten Fürsten, darum sind auch sie Kinder des Todes. Wer hat überhaupt das Recht, anderer Meinung zu sein, als der König?

In Tschakas Tagen wandten sich die Leute an die Wahrsager und Zauberdoctoren und baten um eine Medizin gegen die Trauer; sie wollten ein Kräutlein haben, das den Schmerz aus dem Herzen vertilge, denn es war geradezu lebensgefährlich, Schmerz und Trauer merken zu lassen bei der Ermordung eines Freundes oder eines Verwandten. Tschaka trug kein Bedenken, Männer zum Morde der eigenen Brüder, Frauen und Kinder aufzufordern. Eines Tages ließ er in einem Kraale alte Männer abschlachten mit der Begründung, sie seien unnütz und nähmen seinen Kriegerern nur das Essen weg, und der Mann sei überhaupt nur für den Staat da, nicht für die eigene Familie.

Manchmal pflegte er auch zu einem Krieger zu sagen: „Ich will doch sehen, wer dir mehr gilt, ich, dein Herr und König, oder dieser dein Bruder da. Drum schlag' ihn augenblicklich nieder!“ Und der Angeredete tat es; er hätte geradezu gut sich selbst den Affegai ins Herz gestoßen, wenn der König es von ihm verlangt hätte. — Beim Tode seiner Mutter wollte Tschaka anfangs alle Mütter des ganzen Landes ermorden lassen, und erst als man ihm vorstellte, daß dann kein Nachwuchs an Kriegern mehr zu hoffen wäre, begnügte er sich mit dem Tode von 7000 Müttern. Es fällt uns schwer, solche Thaten zu erwähnen, und wir tun es nur, um unsern Lesern zu zeigen, wie der Heide von Natur aus ist, und welche Wohlthat es für ein ganzes Land bedeute, wenn das Christentum seinen Einzug hält und die Grundzüge wahrer Liebe und Duldung zur Geltung bringt.

Verunglückte ein Mann auf der Jagd und brach sich Arm und Bein, so konnte der König etwa sagen: „Seht, welch' ein armseliger und unnützer Kerl der Mensch da ist, und welch' miserable Weine er hat!“ War er gerade gut bei Laune, so fügte er wohl auch bei: „Nun, ich sehe schon, zu einem Krieger taugt du nicht mehr; du bist ein altes Weib geworden und magst heiraten.“ Zu Tschakas Zeiten durften nämlich die Soldaten, solange sie im Dienst standen, nicht heiraten. Er selbst war auch nicht verheiratet, hatte aber ein paar Hundert Mädchen, die er seine „Schwestern“ nannte. Niemals duldete er, daß eines seiner eigenen Kinder am Leben blieb, aus Furcht, es könnte ihm einer seiner Söhne den Thron streitig machen. Bei einer gewissen Gelegenheit sprach jemand die Vermutung aus, einer der anwesenden Knaben sei des Königs leibliches Kind — und dem war auch so — da stand der Wüterich auf und tötete den Knaben mit eigener Hand, die Mutter aber ließ er von andern in seiner Gegenwart niederstechen.

Tschaka wird vielfach der südafrikanische Napoleon genannt. Tatsächlich hatte er eines der tapfersten Heere der Welt. Doch das Mittel, seinen Soldaten den Gedanken an Flucht zu nehmen, war grausam genug: Ein

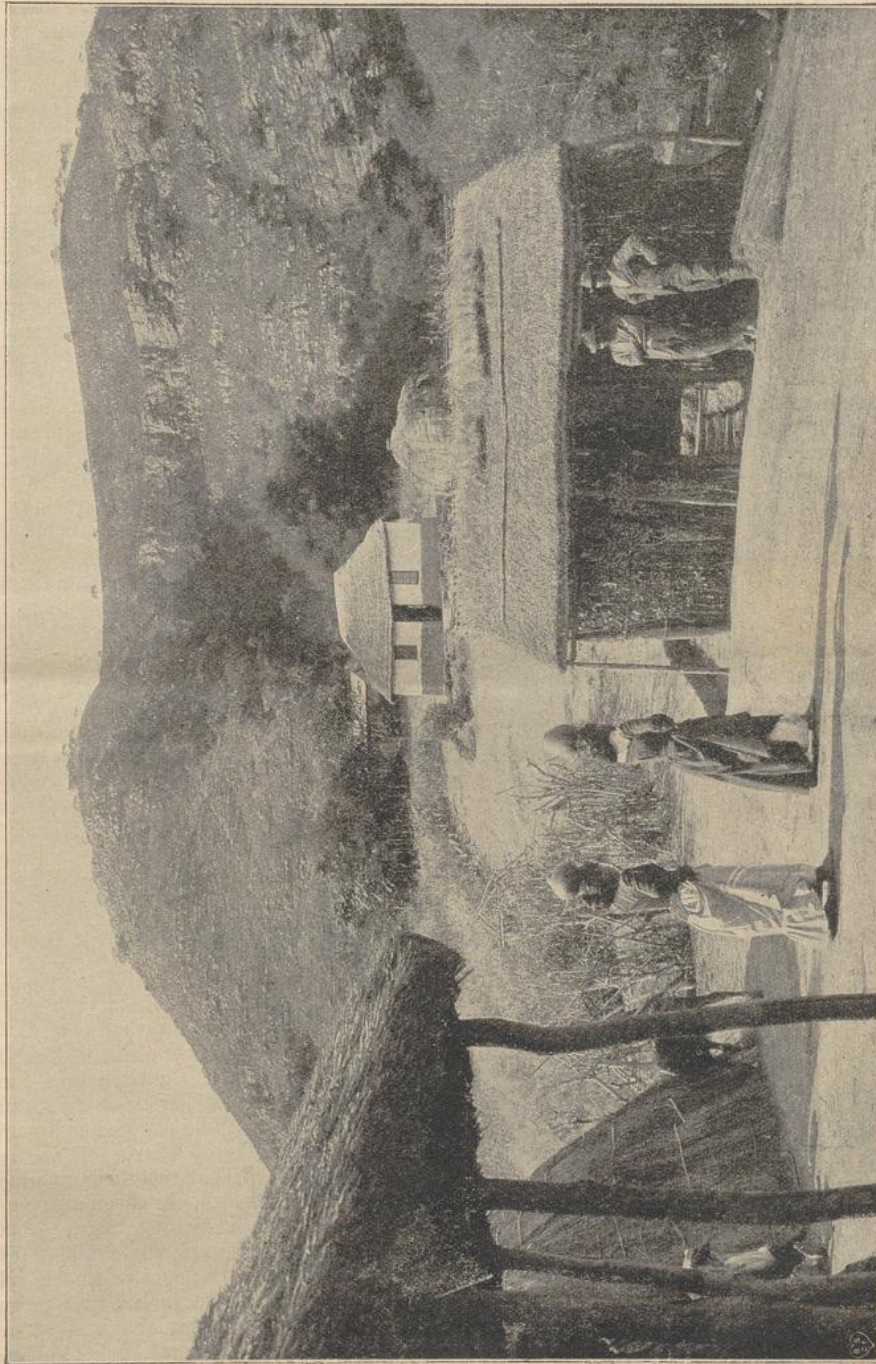
Regiment, das im Kampfe den kürzeren gezogen, wurde bei der Rückkehr in den Königskraal sofort niederge-
stoßen. Verlor ein Mann seine Waffe im Kampfe, so wurde er wegen Feigheit mit dem Tode bestraft. Und wollte sich der König davon überzeugen, welches die besten Waffen seien, so ließ er sofort ein Probegefecht veranstalten, und dabei ging es immer auf Leben und Tod.

Trotz alledem schwärmten die Zulus förmlich für ihren Fürsten. Bei seinem Tode trauerte das ganze Land, und heute noch erhebt der Zulu begeistert Arm und Hand, sobald er den Namen „Tschaka“ nennen hört. Mag sein, daß der jetzige Zulu nur noch an die ehemalige Größe und Macht seines Fürsten denkt und vergessen hat, mit welcher Härte und Grausamkeit er regierte; übrigens ist der Durchschnittsfäffer aus hartem Holze geschnitten und denkt und fühlt in manchen Stücken anders, als wir Europäer. Zum Belege dafür sei eine Geschichte angeführt, die Dudley Kidd in seiner originellen Weise also erzählt:

„Ein Kaffer im Südafrika hatte an einer Zehe ein Hühnerauge. Woher er dies bekam, erwähnt er nicht. Vielleicht huldigte der betreffende Schwarze schon der europäischen Kultur und trug Schuhe, die ihn drückten. Kurz, das Hühnerauge war da, und der ungewohnte

Schmerz brachte ihn in förmliche Wut. In der Verzweiflung ging er zu einem benachbarten Weißen und borgte sich da ein scharfes Stemmeisen. Im Triumph kehrt er heim, hält das Eisen über die wundete Zehe und befiehlt seiner Frau, einen Stein zu nehmen und kräftig

draufzuklopfen. Dieser fehlt der Mut. Da faßt er selber den Stein und trennt mit kräftigem Schlag das vordere Glied der Zehe ab. Hochbefriedigt betrachtet er sodann sein Werk; das leidige Hühnerauge ist weg und



Christliche Kaffernwohnungen.

wird ihn fortan nicht mehr vexieren! Den Schmerz an der blutenden Zehe brachte er gar nicht in Anschlag.“

Dudley Kidd fügt bei: „Der Fall enthält ein Rätsel. Wie kam es, daß der Mann die Schmerzen des Hühnerauges so peinlich und unausstehlich fand, während er das

Abhaden des Gliedes für nichts achtete? Wer mag das sagen? Vielleicht war ihm das Hühnerauge etwas ganz Neues und Ungewohntes, von dem kein Mensch im ganzen Suaflande etwas wußte und das er daher unmöglich dulden konnte; vielleicht genierte es ihn auch, daß er hier an dem kleinen, elenden Glied so wehrlos dulden mußte, während er dagegen beim Abhaden desselben als ritterlicher Held sehr aktiv zu Werke ging. Möglich auch, daß er dachte, besser ein heftiger, aber vorübergehender Schmerz, als zeitlebens so eine ungewohnte Belästigung mit sich herumzuschleppen. Wir bemühen uns, der Sache auf den Grund zu kommen, der Kaffer aber dachte wahrscheinlich von all dem gar nichts, sondern handelte einfach in blinder Wut und folgte einem augenblicklichen Einfall."

Wir sprachen vorhin von Tschaka; sein würdiger Nachfolger war sein Bruder Dingaan. Er war nicht so tapfer und klug, wie Tschaka, aber deshalb nicht weniger böshaft und grausam. Er hatte von den Engländern ein Brennglas bekommen und es machte ihm ein königliches Vergnügen, damit seiner Umgebung die Hände und Arme zu verbrennen. Der nächste König Cetwayo hob viele alte Strafgesetze auf, die Todesstrafe z. B. sollte fortan nur noch auf Zauberei bestehen, sonst aber wollte er „milder“ zu Werke gehen. Die Schuldigen wurden nicht mehr getötet, man stach ihnen bloß die Augen aus. Der König hatte für diesen Zweck ein eigenes Messer und eine dreizinkige Gabel in Bereitschaft.

Der König Ponda sah eines Tages in seinem Regiment einen Krieger, der auffallend lange Haare trug. Sofort befahl er, den Mann aus dem Wege zu räumen. — Aber nicht bloß Könige und Häuptlinge waren so grausam, sondern auch gewöhnliche Kaffern, Leute aus dem Volke. So stieß ein Neger eigenhändig seine Frau bloß deshalb nieder, weil sie aus seiner Wolldecke ein kleines Stück herausgeschnitten hatte.

(Fortsetzung folgt)

Unser Marienhaus.

Von Schwester M. Rosa, C. P. S.

Ezenstochau. — Die geehrten Leser des „Vergißmeinnicht“ kennen längst den Zweck unserer Marienhäuser. Es sollen nämlich darin die der eigentlichen Missionschule erwachsenen Kaffermädchen ein religiöses Heim finden, wo sie bis zum Eintritt in den Ehestand gegen die Gefahren des noch vielfach heidnischen Akaal Lebens geschützt sind. Wenn ich sage, die der „Schule erwachsenen Mädchen“, so dürfen sich unsere Leser nicht nach europäischen Verhältnissen Kinder von 12 bis 13 Jahren vorstellen, sondern das sind, weil viele von ihnen erst spät in die Missionschule eintreten, meist Mädchen von 20 Jahren und darüber und stehen somit alle schon im heiratsfähigen Alter; dennoch sind manche von ihnen zehn und noch mehr Jahre Zöglinge unseres Marienhauses. Hier, in Ezenstochau, zählt man durchschnittlich 50 solcher Marienhausmädchen, welche alle unter der erprobten Leitung unserer Schwester Roletta stehen.

Neben dem angedeuteten sittlichen Schutz soll diesen Mädchen auch eine gründliche Ausbildung in den gewöhnlichen Hausarbeiten, wie im Nähen, Waschen, Kochen usw., zuteil werden. Die Arbeiten im Garten und Feld verstehen sich dabei von selbst. Die Tagesordnung im Marienhaus ist folgende: Um 5 Uhr Auf-

stehen, dann Morgengebet; um ½6 Uhr hl. Messe in der nur wenige Schritte vom Marienhaus entfernten Kirche; von 6—7 Uhr Näharbeiten im Marienhaus, dann Frühstück. Um ½8 Uhr geht's an die Arbeit. Die einen gehen aufs Feld, andere in die Schwestern- oder Kinderküche, wieder andere ins Näh- oder Bügelzimmer; einzelne helfen beim Unterricht in den verschiedenen Schulen, andere backen Brot, flechten Körbe usw. Um ½12 Uhr Schluß der Arbeit, 12 Uhr Mittagessen. Die darauffolgende freie Zeit verwenden sie zum Mattenflechten oder zum Weiten in der Kirche. Von ½2 bis ½6 Uhr geht's wieder an die bestimmte Arbeit, nachher kann jedes nach Belieben etwas lesen, schreiben, nähen, flechten usw. Um 6 Uhr ist Abendessen und um 8 Uhr geht es nach kurzem gemeinsamen Abendgebet zur Ruhe. Wer will, kann unter stiller Beschäftigung auch bis ½9 Uhr aufbleiben.

So geht es Tag für Tag, und diese strenggeordnete Lebensweise ist notwendig, um die von Natur zum Müßiggang und zu ungeordneter Freiheitsliebe geneigten Kaffermädchen an eine feste Ordnung und ein wahrhaft christliches Leben zu gewöhnen. Diese Mädchen sollen später tüchtige Hausfrauen werden, und da bedarf es einer ernstlichen, langjährigen Schulung. Unsere Missionäre setzen gerade auf diese jungen katholischen Familien ihre größte Hoffnung; denn bei den im Heidentum ergrauten Alten läßt sich manches nur schwer oder mangelfast erreichen.

Die geehrten Leser werden mir aufs Wort glauben, wenn ich sage, daß es oft nicht geringe Mühe kostet, all diese Mädchen zu bewegen, schön ruhig und still bis zum Tag ihrer Verheiratung im Marienhaus auszuhalten. Der Drang zur Freiheit ist eben groß, zumal in diesen Jahren und bei ehemaligen Heidentöchtern. Ausnahmen gibt's allerdings auch; manche bleiben recht gern bei uns, ja einzelne Mädchen, wie unsere brave Viktoria und Emerentia wollen trotz manch ehrenvollen Antrages, der schon an sie ergangen, für immer hier weilen. Die meisten aber kostet der jahrelange Verzicht auf ein freies, ungebundenes Leben große innere Kämpfe, und nur der schöne Wunsch, in vollen jungfräulichen Ehren dereinst an den Traualtar treten zu können, bestimmt sie, dieses Opfer zu bringen.

Gewissen Verführungen gegenüber bietet nur der christliche Glaube den nötigen Halt. Religiöse Motive sind immer die wirksamsten und andauerndsten, bloße Vernunftgründe versagen oft. Eine besondere moralische Kraft ziehen unsere Mädchen aus der innigsten Verehrung der allerheiligsten Jungfrau Maria, deren Altären im Marienhaus steht und das beständig einen einfachen, sinnigen Schmuck aufweist. Die Muttergottes-Statue, Maria als die „Unbefleckte Empfängnis“ darstellend, haben sie ungemein gern, und niemand darf es wagen, sie ihnen wegzunehmen. Ich habe dies erst neulich erfahren. Eine Schwester holte sie nämlich behufs einer photographischen Aufnahme auf wenige Minuten. Da aber flogen die erschreckten Mädchen wie ein Bienenschwarm auf mich zu und fragten, wohin man denn ihre „Mutter“ trage? Da ich lächelnd eine ausweichende Antwort gab, drängte der ganze Haufen wieder hinaus, der betreffenden Schwester nach, um sich zu überzeugen, daß ihrer lieben Himmelsmutter nichts geschehe und daß sie dieselbe bald wieder zurück erhielten.

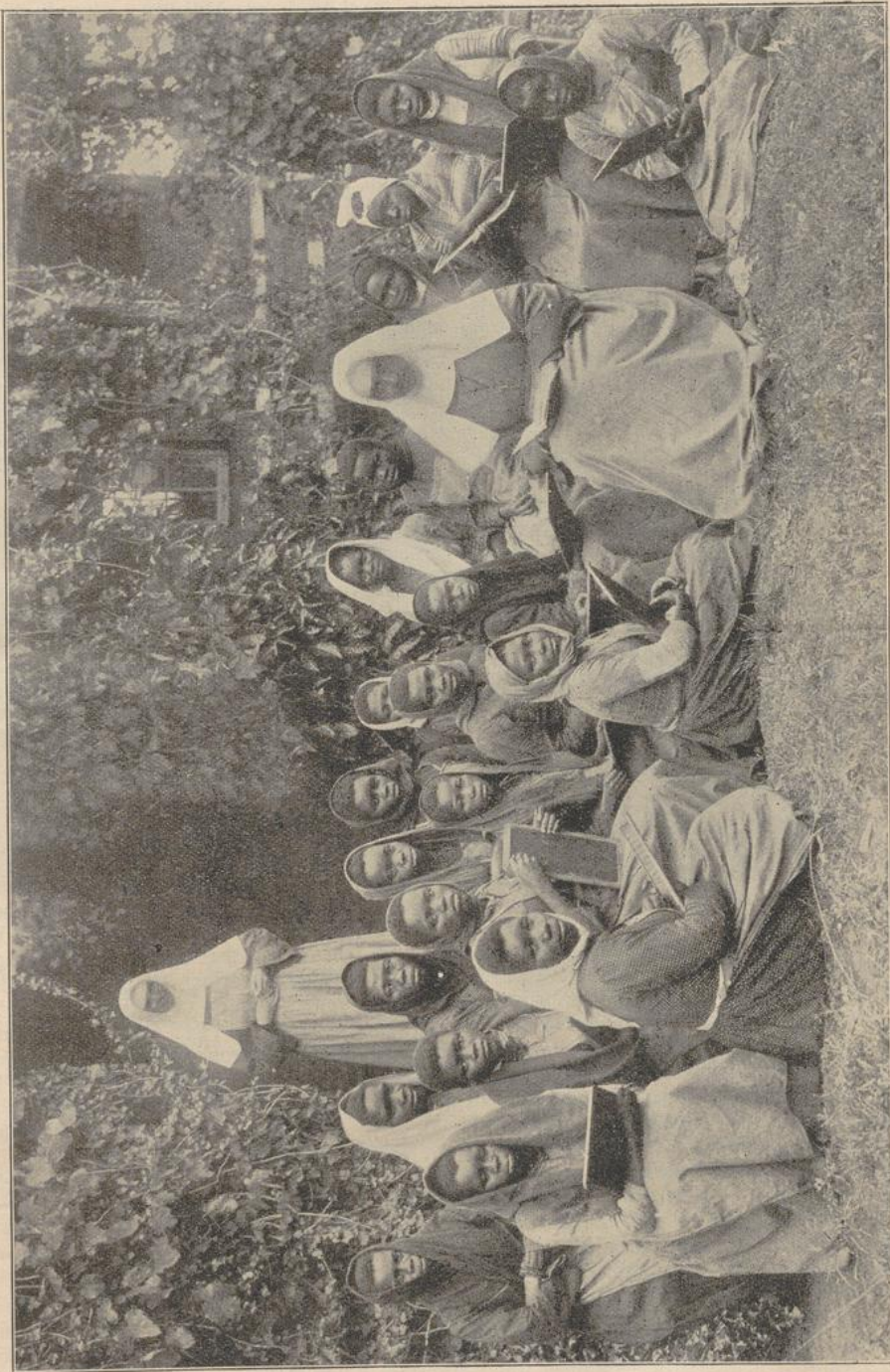
So leben also diese Mädchen, ihre Jugendzeit der Arbeit und dem Gebete weihend, im Marienhaus; manches von ihnen wartet geduldig zehn Jahre und darüber bis zum Tag, da sein Bräutigam, mit dem es

bisher nur unter Aufsicht sprechen durfte, kommt, um es zum Traualtar abzuholen. In diesem ihrem Ehrentage wird die Braut von der Marienhausmutter, Schwester Koletta, soweit die ärmlichen Missionsverhältnisse es erlauben, hochzeitlich geschmückt und von ihren Freundinnen zur Kirche geleitet. Nach der Trauung wird im Marienhaus ein bescheidenes Frühstück verabreicht, und dann geht es unter Sang und Klang dem Häuschen der neuen Brautleute zu. Alles ist lustig und guter Dinge, nur den Augen der Braut entquellen in der Regel beim Abschied aus dem Marienhaus bittere Tränen. Sie verläßt ein trautes, liebgewonnenes Heim und geht einer ungewissen Zukunft entgegen.

Das neue Wohnhaus ist kein bloßer Stafternkraal, sondern nach europäischer Art im Rechteck aufgeführt, etwas länger als breit. Die Wände bestehen aus Flechtwerk, innen und außen mit Lehm beworfen, und darüber erhebt sich ein schlichtes Strohdach. Das Innere ist in der Regel in drei Räume abgeteilt. Der größte und schönste dient als Wohnzimmer, der zweite als Schlafraum, der dritte als „Kumpelkammer“; letzterer wird aber später, wenn einmal die jüngere Generation heranwächst, zum Schlafzimmer der Kinder bestimmt.

Hat die junge Frau ihr Häuschen hübsch eingerichtet und rings umher, so wie sie es auf der Station gelernt, ein kleines Gärthen angelegt, dann ladet sie uns Schwestern zum Besuche ein, damit wir prüfen möchten, ob sie alles recht gemacht. Solche Einladungen nehmen

wir immer mit Freuden an, denn dadurch wird das familiäre Verhältnis gestärkt, und wird uns ein leichtes Mittel geboten, rasch einzugreifen, wenn da oder dort eine Nachhilfe nötig sein sollte. Von einiger Zeit machte ich mit Schwester Koletta und Schwester Engelberta



Gleifige Marienhausmädchen.

eigens einen weiteren Rundgang, um eine Reihe solcher neugegründeter Familien zu besuchen. Zu unserer Freude konnten wir uns dabei überzeugen, daß es doch von unbestreitbarem Vorteile ist, wenn die Mädchen

viele Jahre bei uns gewesen und sich an Fleiß und Ordnung gewöhnen konnten.

Die Einrichtung dieser Häuschen ist ja eigentlich recht primitiv, denn diese Naturkinder kennen gottlob noch nicht die mannigfachen Bedürfnisse und den Luxus der zivilisierten Welt. Ihnen genügt ein Weniges, und das Einfachste erscheint ihnen als zierlich und schön. In der Wohnstube findet man — gekocht wird entweder im Freien oder in einer zweiten, kleineren Hütte — einen einfachen Tisch, zwei Stühle, eine Bank und eine mit der Oeffnung nach vorn gerichtete Kiste, die dann als „Schrant“ dienen muß. Ferner ein kleines Dellämpchen und ein paar Tassen und Teller. Im Schlafzimmer steht eine primitive Bettstelle, ausgestattet mit einem Strohsack, zwei Kissen und einer Wolldecke. Dann noch ein Koffer oder eine Kiste mit den wenigen Kleidern der Familie. In einigen Häusern sind sie so glücklich und haben ein paar religiöse Bilder an den Wänden, ein Kreuzifix und ein Weihwasserkesselfchen; viele aber entbehren diesen frommen Schmuck, denn in den südafrikanischen Kaufstädten ist so etwas nicht zu haben, uns selbst aber ist der kleine Vorrat, den wir früher hatten, zu unserm Bedauern ausgegangen. Der christliche Kaffer hängt sehr an solchen Sachen; sie sind ihm und seinen Kindern eine ständige Predigt, eine Bibel in Bildern.

Findet sich unter unsern geehrten Lesern keine mitleidige Seele, die uns und unsern guten Neubekehrten mit solchen Dingen aushelfen wollte? Aus Gips oder aus sonst sehr zerbrechlichem Stoff jedoch dürften sie nicht sein, weil sie bei dem weiten, gefährlichen Transport zu sehr Schaden leiden. O, wie sehr würden sich unsere Bräute über solche Geschenke freuen! Denn sie sind an den Anblick und Gebrauch solcher Bilder und Andachtsgegenstände seit Jahren gewohnt und würden sie daher mit Jubel in ihr neues Heim mitnehmen.

Ich erlaube mir, für diese guten Kinder auch eine Bitte um Kleider beizufügen; sind doch die meisten von ihnen arm und haben von ihren noch vielfach heidnischen Eltern nichts zu erwarten. Besonders gedient wäre ihnen mit einfachem billigem Hemdenstoff, mit Blaudruck oder sonstigem billigem Stoff zu Kleidern, Schürzen, Jacken, Unterröcken usw. Ich hoffe, damit keine Fehlbite zu tun, denn ich weiß, es gibt in Europa und Amerika noch manche gute, hochherzige Seelen, denen es eine wahre Herzensfreude ist, andere zu beglücken und die Armen an ihrem Ueberflusse teilnehmen zu lassen. Wir selbst können ja diesen guten Schwarzen nichts geben, da wir ihretwegen auf alle Güter dieser Welt verzichtet haben. Wir können sie nur unterrichten und zum Guten anhalten, im übrigen aber müssen wir uns an unsere guten Freunde und Wohltäter wenden.

Zum Schluß möchte ich unsern geehrten Lesern und Leserinnen ein kleines Geheimnis verraten. Ich tue es namentlich deshalb, weil manche glauben, das Leben in Afrika, zumal im Kloster und in der Mission sei so schwer und hart, daß man es daselbst unmöglich lange aushalten könne. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Als Beweis diene die Tatsache, daß es am 17. Dezember dieses Jahres 25 Jahre werden, daß wir drei: Schwester K o l e t t a, Schwester E n g e l b e r t a und meine Wenigkeit nach Afrika gekommen sind. Der Gehorsam hat uns dahin und dorthin geführt, bald waren wir getrennt, bald wieder vereint; seit vier Jahren aber lebe ich wieder mit den genannten, längst in Egentochau einheimischen Schwestern in Liebe und Eintracht unter demselben Dache. Wir würden mit keinem Men-

schen in der Welt tauschen, würden uns im Gegenteile höchlichst freuen, wenn wir nochmals 25 Jahre in der Mission und unter unseren lieben Schwarzen zubringen könnten.

Vielleicht kommen diese Zeilen jungen Mädchen in die Hände, die gern Lust hätten, sich unserer Genossenschaft anzuschließen. Gut, sie werden uns alle herzlich willkommen sein! Vorläufig verweisen wir sie mit ihrem Anliegen an unser Missions- und Probehaus in Holland, von wo ihnen auf Verlangen gerne ein Prospekt zugesandt werden wird. Die Adresse lautet: Ehrwürdige Mutter Paula, C. P. S., Generaloberin des Missionsklosters Heilig-Blut, Beek en Donk, bei Helmond, Niederlande.

Taufe eines Häuptlings.

Lourdes. — Anfangs Mai 1910 kam hierher die Kunde, Stuluman, der Häuptling der Amabaca, sei schwer erkrankt. Was sollten wir tun? Gleich hingehen, um Befehrsversuche zu machen? Das wäre aus verschiedenen Gründen unklug gewesen. Vorerst begnügten wir uns daher, zuweilen einen unserer schwarzen Katecheten zu ihm zu schicken, damit er mit ihm über religiöse Dinge und die Notwendigkeit der hl. Taufe rede.

Der Häuptling empfing ihn freundlich, doch das Haupthindernis für den Empfang der hl. Taufe war, wie fast immer in solchen Fällen, die P o l y g a m i e. Stuluman hatte 9 Weiber, die an verschiedenen Stellen bei Enyaka ihre Wohnungen hatten. Nun muß man aber wissen, wie sehr die Vielweiberei mit dem ganzen sittlichen Denken und Fühlen des Kaffernvolkes verwachsen ist. Nicht nur der Einzelne hängt an seinen vielen Frauen, sondern das Volk selbst verlangt, daß ein Häuptling oder Chief einen größeren Staff von Weibern habe. Ein Häuptling mit einer einzigen Frau scheint ihnen dieses Titels gar nicht wert; er ist im Gegenteil der öffentlichen Verachtung preisgegeben und man nennt ihn nur Umgodoi oder Hund. Dies der Grund, weshalb es so schwer hält, einen kaffrischen Häuptling zur Annahme des Christentums zu bewegen.

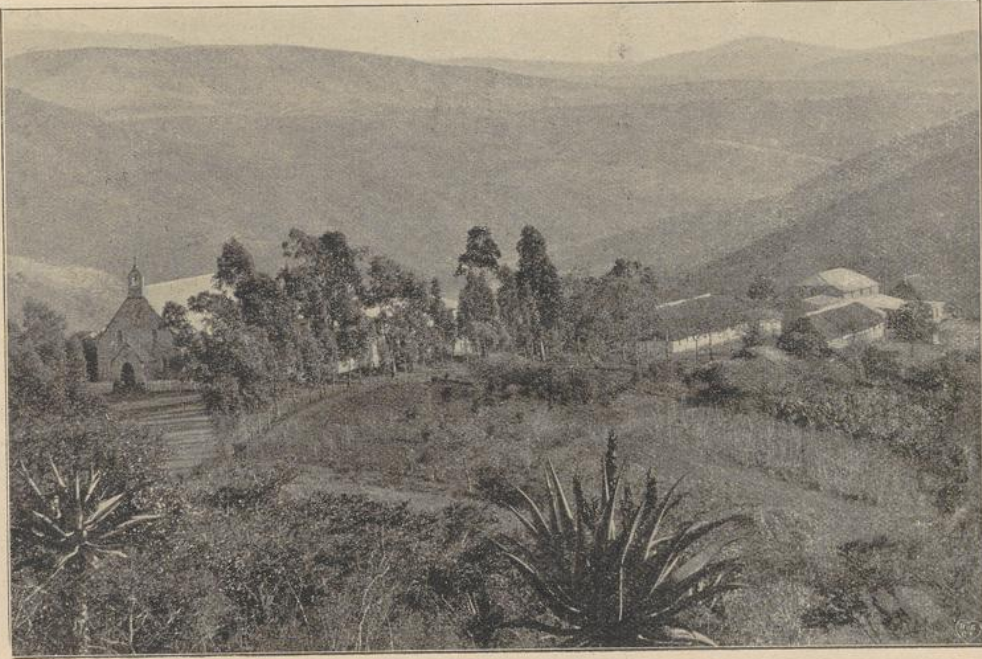
Einige Wochen waren inzwischen verstrichen, da kam die Meldung, die Krankheit habe sich verschlimmert und die Lebensstage des Kranken seien gezählt. Nun glaubte unser Superior, der Hochw. P. Bruno Schrimp, nicht länger zögern zu dürfen und machte sich persönlich auf den Weg. (Der Kraal des Häuptlings ist etwa 1½ Stunden von unserer Missionsstation entfernt). Er fand zwar noch keine unmittelbar bevorstehende Gefahr, legte aber dem Kranken dennoch ernstlich nahe, rechtzeitig sein Heil in Sicherheit zu bringen. Der Häuptling war zu allem bereit, legte öffentlich vor Zeugen das Versprechen ab, alle seine Nebenweiber zu entlassen und sich mit einer einzigen Frau zu begnügen, und wurde sodann, nachdem auch die sonstigen Vorbedingungen erfüllt waren, auf den Namen „Viktor Josef“ getauft.

Unsere Christen jubelten laut bei dieser Nachricht und heagten große Hoffnungen über die Entwicklung unserer Mission in Enyaka. Der Häuptling selbst zeigte sich überaus wohlwollend gesinnt, zumal da sich seit dem Empfang der hl. Taufe auch sein l e i b l i c h e s Wohlbefinden bedeutend gebessert hatte; denn der P. Missionär hatte ihm eine treffliche Arznei gebracht und ihm von der Station her eine leichte, seinem Befinden zuträglichste Kost verschafft. P. Bruno kam daher bei allen

umwohnenden Schwarzen in den Ruf eines großen „Inyanga“ (Doktors), und viele hofften, der Häuptling würde sich nochmals ganz erholen und noch manches Jährchen leben. Andere legten dem Chief den Gedanken nahe, ganz auf die katholische Missionsstation überzusiedeln, wo in leiblicher und geistiger Beziehung aufs Beste für ihn gesorgt wäre. Mit Freuden ging Viktor Josef auf den Vorschlag ein; schon war der Tag bestimmt, an welchem man ihn auf einem Wägelchen nach Lourdes bringen sollte, allein im letzten Augenblick schlugen seine heidnischen Anverwandten, speziell sein Sohn Umboniga, solchen Lärm, daß man den Plan wieder fallen lassen mußte. Stuluman blieb zu Hause, nahm seine Zuflucht wieder zu den starken kaffrischen Medizinen — und war nach 14 Tagen eine Leiche.

als Missionär hieher kam, machte ich wiederholt Versuche, ihn zur Betätigung seines christlichen Glaubens zurückzuführen. Er lenkte auch wieder ein und ließ sich zeitweilig in der Kirche sehen. Doch eigentlich gebessert war er nicht; das zeigte mir folgender Fall:

Er hatte ein heidnisches Mädchen zur Braut, welche jedoch bereit war, katholisch zu werden und sich christlich trauen zu lassen, falls ihr Bräutigam es haben wolle. Dieser aber bestand auf der heidnischen Trauung vor dem Polizisten. Er tat es aus dem Grunde, damit er später, wenn er Kinder, respektive Mädchen erhalte, die übliche Morgengabe von zehn Ochsen für jedes derselben fordern könne. Letzteres ist zwar auch dem Christen nicht verwehrt, allein er glaubte, die heidnische Trauung biete ihm dafür eine größere Sicherheit.



Missionsstation St. Michael.

Der Vater dieses Häuptlings war der grauame Chief Tiba, der, wie schon öfters in diesem Blättchen erwähnt, Tausende seiner Untertanen, falls sie der Zauberei oder eines anderen Verbrechens verdächtig waren, über einen tiefen, jähren Abhang, Kwafilahla genannt, hinunterstürzen ließ. Der Ort hat noch heute etwas Grauenhaftes an sich, und die Kaffern meiden ihn auf weite Ferne.

Stulumann selbst war anfangs unserer Mission keineswegs gut gesinnt, machte ihr vielmehr allerlei Schwierigkeiten. Später legte er seine Vorurteile ab, besuchte zuweilen das Missionskirchlein „St. Joseph“ am Imhembe und hatte zuletzt, wie wir sahen, die Gnade, wenige Wochen vor seinem Hinscheiden die hl. Taufe zu empfangen. Möge er an Gott einen gnädigen Richter gefunden haben!

Gott ist gerecht.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Ein gewisser Philipp M. entfremdete sich allmählich der hl. Religion und Kirche. Sobald ich

Alles Bitten und Abreden half nichts; er führte im Trotz und Eigensinn seinen Vorsatz aus, und die Hochzeit wurde rein heidnisch gefeiert.

Nach einigen Monaten redete ich ihm zu, das gegebene Aergernis gut zu machen und nachträglich die kirchliche Trauung zu erbitten, damit er wieder zu den hl. Sakramenten gehen könne und nicht länger im Konfubinate lebe. Die lakonische Antwort war: „Ich gehe jetzt nach Johannesburg, um Geld zu verdienen. Wenn ich zurückkomme, werde ich alles ordnen. Unterrichte inzwischen meine Frau . . .“ Sprach's und ging davon.

Die Frau erhielt den erbetenen Unterricht und zeigte in allem recht guten Willen.

Doch siehe, Ende Mai 1909, etwa vier Monate seit dem Weggang ihres Mannes, trifft auf einmal die Hiobspost ein: „Philipp M. ist am 19. Mai 1909 fast plötzlich in Johannesburg gestorben, ohne Priester und ohne Empfang der hl. Sakramente.“ —

Der Fall hat gewaltig eingeschlagen in der Familie und Umgebung des Verstorbenen! Von manchem Herzen ist die Eiskinde geschmolzen, und der und jener

ist wieder zu Gott und zur treuen Erfüllung seiner Pflichten als Christ und Katholik zurückgekehrt.

Ueber Philipp wollen wir nicht richten, ihn hat der Herr gerichtet. Vielleicht hat er im letzten Augenblick doch noch einen Akt vollkommener Reue erweckt und somit Gnade gefunden. Der schwarze Neubefehrte hat überdies manche Entschuldigung, die ein im Christentume geborener Weißer nicht hat, denn gewisse heidnische Ansichten und Ideen sind so mit seiner ganzen Natur verwachsen, daß er sie nur schwer los wird; und ich denke, der arme Mensch, der willig und ergeben den Tod als Buße für seine Sünden annimmt, wird an Gott einen gnädigen Richter finden.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß man in der Heidenmission gar vielfach die Erfahrung machen

die Kinder ihren Eltern. Hinterher kommen dann Vater, Mutter und Mann und verlangen mit Ungestüm und endlosen Auseinandersetzungen Kind und Frau zurück. Seit Mädchen da sind, hören diese Geschichten nicht mehr auf, und gibt es Verhandlungen ohne Ende, was früher fast gar nicht vorkam. Nun, es steht zu hoffen, daß diese Dinge mit der Zeit, wenn auch nicht ganz verschwinden, so doch bedeutend verringert werden. Die Schwarzen müssen sich eben in die neuen Verhältnisse erst nach und nach hineinleben.

Was das Heiraten anbelangt, so liegt hier die Sache vielleicht noch mehr im argen, als anderswo. Einerseits herrscht nämlich stark die Vielweiberei, und andererseits werden die Verbindungen zwischen Mann und Weib so leicht und ungeniert gelöst, daß man oft ernst-



Beim Decken einer Koffernhütte.

kann, daß auf sogenannten wilden Ehen, d. h. auf Ehen, welche die vom Glauben Abgefallenen mit Heiden eingehen, ein förmlicher Fluch liegt. Die Sünde rächt sich sowohl an den Eltern, wie an den Kindern. Selbst Heiden gewinnen allmählich diese Ueberzeugung.

Zum Schlusse bittet der Schreiber um ein Ave Maria nebst einem zeitweiligen Memento bei der hl. Messe und Kommunion für sich und alle in der Nähe von St. Michael wohnenden Christen, Heiden und Katechumenen.

Unsere Mädchen.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer, R. M. M.

Triashill, 16. Januar 1911. — Seit unsere Missionschwester da sind, kommen auch Mädchen nach Triashill, um da zu wohnen und zu „lernen“, was aber bei ihnen nicht bloß Lesen und Schreiben bedeutet, sondern eine völlige Abwendung vom Heidentum zur Kultur und zum christlichen Glauben. Heute haben wir solcher Mädchen gegen 14 bis 15.

Verschiedene mußten wieder heimgeschickt werden. Denn da laufen die Frauen ihren Männern davon, und

lichen Zweifel darüber bekommt, ob überhaupt viele wahre und eigentliche Ehen geschlossen werden. Wollten sie eine dauernde Lebensgemeinschaft miteinander eingehen, und war auf beiden Seiten das klare Verständnis und der volle freie Wille dafür da? Wer kann das oft sagen? Hierzulande herrscht auch die Unsitte, Mädchen schon ganz früh zu verheiraten, d. h. einem Manne als Weib zu versprechen, der den Eltern die bestimmte Anzahl Ochsen gibt. Ja, es geschieht sogar, daß die Ochsen gegeben, und das Mädchen verheiratet wird, noch bevor es das Licht der Welt erblickt hat, vielleicht noch gar nicht existiert. So war vor kurzem ein Mann hier, der als junger Bursche einem älteren Manne zum Kaufe eines Weibes die Ochsen vorgestreckt hatte unter der Bedingung, daß ihm ein Mädchen aus dieser Ehe als Weib zufalle.

Dieses Mädchen war nun bei uns, in der Missionschule, und wurde zurückverlangt. Es weigerte sich aber, die Station zu verlassen. Dies war dem Vater des Mädchens höchst unangenehm, denn er sollte nun die vor Jahren erhaltenen Ochsen, die er inzwischen längst aufgebraucht hatte, wieder herausgeben. Hat das Mädchen bereits einen anderen Burschen, der die nötigen

Dahen herbeischafft, dann kann der leidige Handel noch immer ziemlich rasch und glatt abgewickelt werden. Allein das trifft nur selten zu, und gar oft will überdies der Mann von dem Mädchen, das ihm früher zugesprochen worden, nicht mehr lassen, selbst wenn man ihm seine Dahen zurückerstatten wollte.

Ein anderer, höchst mißlicher Umstand ist der, daß diese kleinen verhandelten Mädchen vielfach noch als Kinder zum „Manne“ gebracht und dort aufgezogen werden. Nur allzu oft kommt es dann vor, daß diese kleinen „Weiber“ ihren Männern entlaufen, unter Schlagen und Prügeln zurückgebracht werden und wieder davonlaufen, bis endlich ein Teil müde wird und nachgibt, sei es mit dem Davonlaufen, sei es mit dem Zurückbringen. Mit diesen und ähnlichen Geschichten bekommen wir hier in Triashill übergenug zu tun.

Namentlich ein Mann brachte viel Störung auf die Farm und raubte uns die kostbare Zeit mit seinem Immerwiederkommen und Betteln um sein davongelaufenes Weib. Er hat drei Weiber, zwei derselben sind leibliche Schwestern. Eine der letzteren (sein zweites Weib) ist hier auf der Missionsstation und will um keinen Preis zu ihrem Manne zurückgehen, denn sie will

Christin werden. Er aber geberdet sich über ihre Weigerung ganz leidenschaftlich. Das einmal bittet er flehentlich wie ein Kind um sein Weib, das anderemal überläßt er sich einer wilden Wut, und tut, als käme er ganz außer sich. Er führt zunächst unter sonderbaren Bewegungen und Gesten einen Tanz auf, scheinbar in aller Ruhe, als handle es sich um ein bloßes Schaustück. Auf



Mgr. Münch, neuer Missionsbischof für Deutsch-Ostafrika. (Siehe Seite 184).

einmal hält er mit dem Tanzen inne; es ist, als sei ihm der Krampf in alle Glieder gefahren, er streckt die Hände vor sich aus, nimmt verzerrte Stellungen ein, verdreht die Augen und bleibt dann, ohne ein Wort zu sprechen, längere Zeit regungslos wie eine starre Bildsäule stehen. Zuletzt verließ er unheimlich lachend den Platz.

Ich verstand anfangs nicht, was das bedeuten sollte, erfuhr aber später, daß dies ein Ausdruck seines Zornes und seiner höchsten Wut sei. Psychologisch konnte ich mir dieses Benehmen gar nicht erklären. Wie kann denn ein Mensch seine Wut dadurch zeigen, daß er vor andern in voller Ruhe, als wäre er an der Sache gar nicht beteiligt, ein theatrales Kunststück aufführt? Ich hätte ihn viel besser verstanden, wenn er im Zorn seine beiden Speere geschwungen, oder sein Weib mit Gewalt fortgeschleppt hätte.

Er kam wiederholt und brachte auch einmal den Oberhäuptling der hiesigen Gegend mit. Auf ihr Verlangen rief ich das Mädchen vor und fragte, ob es mit diesen Männern zurückkehren wolle in den Kraal? Sie antwortete mit einem entschiedenen „Nein“. — Nun suchte der Häuptling das Mädchen mit schnellem Griff zu fassen, dieses aber entwand sich rasch seinen Händen und eilte davon. Er rennt ihr nach, allein die umstehende Schulfugend bricht in lautes Gelächter aus, wie sie sieht, daß sich der schon etwas bejahrte, schwerfällige Mann vergeblich abmüht, das rasche, flinke Mädchen einzuholen. Seit dieser Zeit ließ sich keiner der beiden Männer wieder sehen.

Unsere Mädchen, die zumeist ihre Burschen hier als Boarders (Kostschüler) haben, zahlen für ihren Aufenthalt in der Missionsschule nichts; sie gehen vormittags in die Schule, und arbeiten nachmittags im Haus, Garten oder Feld. Kleidung und Schlafbeden bringen sie in der Regel mit; was ihnen fehlt, besorgen ihnen die Burschen. Natürlich sind sie von diesen streng getrennt, haben aber an Sonn- und Feiertagen nachmittags Erlaubnis, mit ihnen im Gesichtskreis der Schwesternräumlichkeiten sich zu ergehen und zu unterhalten. Sie benützen diese Zeit größtenteils dazu, um mit ihren Burschen lesen zu lernen. Lern- und Lesebuch ist der Katechismus.

Wir hoffen, daß sich nach mehreren Jahren eine Reihe braver, gutunterrichteter Familien rings um unsere Missionsstation ansiedeln wird. Insofern fast lauter *erwachsen* Leute bei unsern Kostschülern in Betracht kommen, die alle schon ans Heiraten denken, ist die Mühe mit denselben eine besonders aussichtsvolle und lohnende. Sowohl der Katechet weiß, was er für ein Ziel hat, als auch die Leute wissen, wozu sie da sind. Auf beiden Seiten wird mit Ernst gearbeitet, und der Katechet gewinnt verhältnismäßig unschwer die Aufmerksamkeit und das Interesse seiner Zuhörer. Anders ist das bei den *Tageschülern*, die noch jünger sind, und denen es nach unserm Missionsgesetz obliegt, zur Schule und zum Unterricht zu kommen, falls sie auf unserer Farm wohnen.

Wir haben jetzt Knaben und Mädchen auf der Station; aber im allgemeinen muß ich sagen, daß die Mädchen viel schwieriger zu behandeln sind und ein weit weniger dankbares Erziehungsmaterial darstellen, als die Knaben. Es kommt wohl daher, daß die Burschen meistens schon bei Weizen in Dienst gestanden sind, während die Mädchen fast regelmäßig direkt aus dem heidnischen Kraal kommen. Es fehlt ihnen daher jeglicher Sinn für Zucht, Pünktlichkeit und Ordnung. So hatten z. B. unsere Mädchen vor kurzem von den

Burschen das Kochen übernommen, mußten es aber schon nach wenigen Tagen wieder an jene abgeben. Sie brachten es nicht fertig, das Essen zur rechten Zeit herzustellen; fast jedesmal gab es Anstand, weil die vorgeschriebene Stunde weit überschritten war. Die Burschen kamen daher aus freien Stücken zu mir und baten, selber wieder kochen zu dürfen, weil sie sonst die gewohnte Tagesordnung nicht einhalten könnten. So kochten vorläufig die Knaben wieder für die Mädchen.

Als ich neulich den Mädchen gebot, früh vor dem Morgengebet auf dem Wege zur Kirche Stillischweigen zu halten, meinten sie ganz unbefangen, das könnten sie nicht. Offenbar leuchtete es ihnen auch gar nicht ein, wozu man denn sogar für die Zunge und das Reden ein Gesetz haben solle, konnten sie doch nicht einmal verstehen, weshalb man das Essen zur bestimmten Zeit bereit halten müsse. Dem ungewohnten Schwarzen ist die Zeit so viel wie nichts wert, und Ordnung ist ihm ein unbekannter Begriff.

Nun, mit der Zeit werden die Mädchen dies alles noch ebenso gut lernen, wie die Knaben. Inzwischen wollen wir Geduld und Nachsicht mit ihnen haben. Die geneigten Leser aber mögen das Interesse und gnädige Wohlwollen, das sie bisher unserer vielversprechenden Mission in Triashill schenkten, bewahren und uns auch fernerhin mit milden Gaben zu Hilfe kommen.

Termitenplage in Südafrika.

Von Br. Moys, R. M. M.

Mariannahill. — Als ich jüngst abends 8 Uhr nach Schluß der Komplet und nach Empfang des Weihwassers seitens unseres Hausobers still und friedlich, wie es in jedem wohlgeordneten Kloster der Fall ist, meine bescheidene Lagerstätte aufsuchen wollte, trat mir unser Bruder Nachtwächter entgegen und bedeutete mir mit einem Zeichen, etwas zu warten. Was war denn los? Pflegt doch sonst um diese Zeit jeder Bruder, die Kapuze überm Kopf, unter absolutem Stillischweigen seines Weges zu gehen; keiner grüßt den andern . . .

Nun, ich sollte es gleich erfahren. Nach einer Weile kam er wieder; er hatte in der Zwischenzeit ein Licht angezündet und führte mich nun in die kleine Blechhütte, wo ich meine Lagerstätte hatte. Diese Hütte diente dem Gründer von Mariannahill, dem Hochwürdigsten Abt Franz Pfanner, sechs Jahre hindurch als Wohnung, ist somit die erste Mariannahiller „Abtei“ und wird daher begreiflicher Weise von uns allen hoch in Ehren gehalten. Hier nun zeigte mir der Bruder unter der Bettstelle eine Vertiefung in der Erde, aus der massenhaft geflügelte Ameisen herauskamen. In buntem Gewirr flatterten sie im ganzen Zimmer umher und umschwirrten namentlich die brennende Lampe, die auf sie eine magische Anziehungskraft auszuüben schien. In wenigen Minuten war alles: Bett, Tisch, Boden und Stühle von den schwärmenden Insekten voll.

Was anfangen? Da konnte ich doch nicht übernachten! Es ekelte mich zwar vor den langgeflügelten Tierchen nicht, ich war ihnen aber auch nicht so hold, wie unsere Kafferkinder, die jubelnd auf sie Jagd zu machen pflegen und die fetten Bissen mit Appetit verzehren. In dieser Gelegenheit kam mir Bruder Megius, unser Krankenwärter, zu Hilfe. Lächelnd bedeutete er mir durch ein freundliches Zeichen, ihm zu folgen und führte mich ins Krankenhäus, wo ein bequemes Bett für mich bereit stand. Hier war gut ruhen. Als ich am nächsten Morgen einen

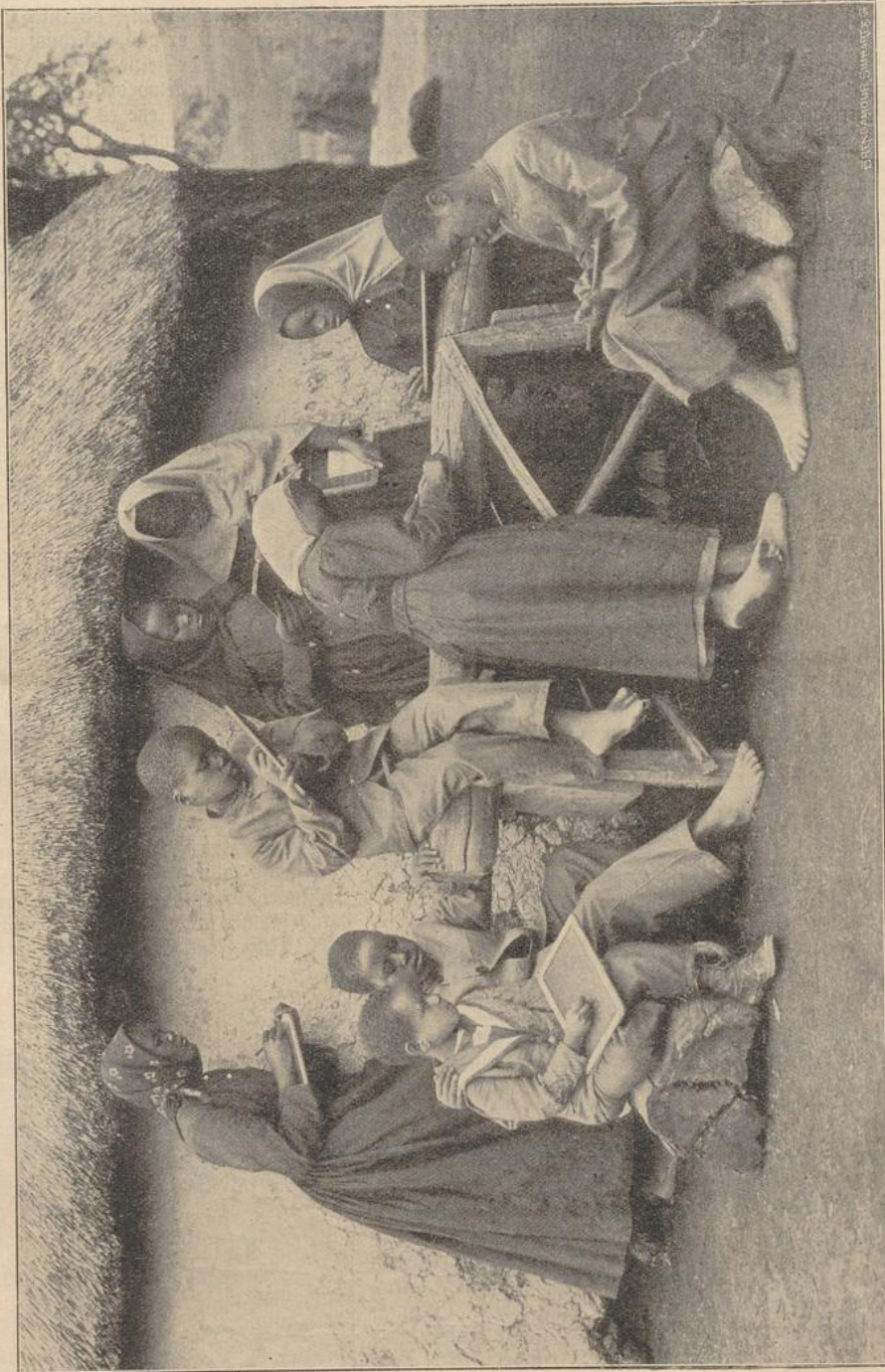
prüfenden Blick in die „alte Abtei“ warf, sah ich zwar Menge zollanger Ameisenflügel selbst aber waren spurlos verschwunden.

Die meisten Ameisen oder Termiten — Flügel bekommen sie bloß auf kurze Zeit zum Schwärmen — sind hier eine wahre Landplage. Fast nichts ist vor diesen furchtbaren Rägern, die in ungezählten Millionen und Milliarden übers ganze Land verbreitet sind, sicher. Sie nagen die Wurzeln der jungen Bäume ab, durchfressen die Rinde, kommen in die Häuser, bauen sich ganze Nester in die Lehmwände, zernagen alles Holz, ganze Bretter, Balken und Risten, greifen Kleiderstoffe an, zerfressen die Bücher, kurz richten enormen Schaden an, wenn man nicht beständig vor ihnen auf der Hut ist.

Man darf daher hierzulande nie einen Gegenstand, der aus Holz ist, direkt auf den nackten Boden stellen, sondern muß zuvor immer ein paar Steine oder Ziegel oder etwas Eisenwerk darunter legen. Ebenso gefährlich ist es, einen Holzschrank oder ein Büchergestell hart an die Wand zu rücken; die Vorsicht rät vielmehr, immer einen kleinen Zwischenraum zu lassen. Unterläßt man das, so kann über Nacht Kiste und Schrank, eventuell samt dem Inhalt, von den Termiten übel zugerichtet werden.

Es mag ein Scherz sein, aber möglich ist es doch, daß sich einst dahier ein Mann mit einem Stelzfuß auf den bloßen Boden zur Ruhe legte und am nächsten Morgen ohne Fuß aufwachte. Die Termiten hatten ihm denselben während der Nacht radikal abge-

fressen. — Unsere Maurer pflegen über die meist aus Bruchsteinen hergestellten Grundmauern eine Schichte Zement und eine zweite aus Asphalt zu gießen und dann erst mit gebrannten Ziegeln weiterzubauen. Es geschieht



Vorbereitung zur Schule.

das, um die Termiten abzuhalten, die sonst bis in das zweite und dritte Stockwerk hinaufklettern und alles Holz zerfressen.

Einmal wurde für unser Mariannhiller Magazin ein ziemlich großer Vorrat Lampen-Zylinder gekauft

und in einer Kiste unterm Dach aufbewahrt. Nach einiger Zeit sollte ein Teil der Zylinder nach unsern Stationen geschickt werden; doch als ich davon nehmen wollte, war das Holz der Kiste bis auf eine schmale, dünne Schichte total zerfressen, das Stroh vernichtet und die Zylinder (wie überhaupt die ganze Kiste), so mit Erde angefüllt, daß es mich viele Mühe kostete, sie zu reinigen und wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen.

Ein anderesmal hatten wir einige Büchsen Caustic-Soda auf Lager. Als ich sie später wegnehmen wollte, waren sie von den Termiten zwischen den Schrankbrettern so fest eingemauert, daß ich sie nur mit Hilfe eines Meißels losmachen konnte. Kurz, das ganze Jahr hindurch muß man überall fleißig nachsehen und beständig auf der Hut sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, oft ganz bedeutenden Schaden durch sie zu erleiden.

Im übrigen sind die Ameisen gar merkwürdige, mit einem wunderbaren Instinkt ausgestattete Tierchen, welche in letzterem Punkte nur von den Bienen übertroffen werden. Es gibt da Königinnen, Arbeiter und Soldaten. Die Nester der Termiten sind nach den einzelnen Gattungen sehr verschieden; es sind teils Nester in altem Holz, teils unterirdische Erdnester, teils oberirdische Hügelbauten aus Lehm. Die Lehmhügel mancher afrikanischen Termitenarten können mehrere Meter hoch werden. Sie leben hauptsächlich von Pflanzenleichen und sind deshalb die Totengräber der tropischen Pflanzenwelt; daher auch die Verwüstungen, die sie im Holzwerk der Wohnungen anrichten.

Meist lebt ein König und eine Königin monogam in einer königlichen Zelle des Nestes beisammen. Eine alte Königin wird oft erstaunlich groß und kann Millionen von Eiern liefern. Man sieht zuweilen alte Kaffern, welche Tage lang umherwandern und überall die Termitenhügel aufwühlen, um solche Königinnen zu finden. Sie tun es keineswegs, um das Land von der Termitenplage zu säubern, sondern nur, weil sie in diesen Königinnen einen köstlichen Leckerbissen finden. Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten.

Neuer Missionsbischof für Deutsch-Ostafrika.

(Siehe Bild S. 181.)

Unterm 13. September 1910 wurde von dem Apostolischen Vikariat Bagamoyo der Väter vom Hl. Geist auf Antrag des hochwürdigsten Bischofs Vogt das Kilimandscharogebiet als selbständiges Vikariat abgetrennt. Im Norden fällt die Grenze des neuen Vikariats mit der des Schutzgebietes zusammen; im Osten grenzt es an den Indischen Ozean, im Westen an das Apostolische Vikariat Umanhembe. Die südliche Grenze bildet eine dem Mfangassi-Fluß entlang gezogene Linie vom Indischen Ozean bis nach Mgera, welches zum Apostol. Vikariat Bagamoyo gehören wird. Zum ersten Apostol. Vikar wurde der hochwürdigste Herr Alois Munsch C. S. Sp. ernannt. Der Neuernannte ist im Jahre 1869 in Telleringen (Ober-Elsaß) geboren, wurde 1894 zum Priester geweiht und wirkte seither in Deutsch-Ostafrika, wo er in den letzten Jahren Oberer der Station Mhonda war.* Möge dem hochwürdigsten Herrn eine recht gesegnete Amtstätigkeit beschieden sein!

* Die feierliche Konsekration fand Mitte Februar 1911 in Sansibar statt.

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. (Luk. 9, 56.) Hast du dich, liebe Seele, noch nie verwundert über die Geduld des Herrn? Wie oft bist du untreu gewesen, hast ihm den Rücken gekehrt, bist eiteln Dingen, der Welt nachgelaufen, aber er gab dich doch nicht auf, sondern streckte immer wieder seine Retterarme nach dir aus. Was wäre aus dir geworden, ohne diese Geduld und Gnade? O! benutze sie, ehe es zu spät ist, daß du zum vollen Heil kommst und für die Herrlichkeit zubereitet wirst. Ist aber nicht das Menschenherz ein sonderbares Ding? Daß der Herr gegen dich Geduld beweist, das verstehst du von selbst für dich, aber daß er auch andern, ja Gottlosen gnädig ist, ob er sie noch erretten könne, das will deinem Herzen oft nicht ein; du würdest es recht finden, wenn er diesen oder jenen sofort zum Gericht abriefe. Warum machst du nur bei dir eine Ausnahme? Das ist der Hochmut, indem du dich nicht beugen willst unter das allgemeine Verdammungsurteil, das dich und mich treffen müßte ohne die Gnade des Herrn, die wir um gar nichts mehr verdient haben als andere. Drum gönne auch andern das Heil, hoffe auch für sie und tue was du kannst, um ihnen das Heil nahezu bringen; werde nicht müde dabei, rechne auf des Herrn Geduld und Gnade auch für sie! (M.: Psalm 28. A.: Psalm 41.)

War Gott barmherzig gegen dich, so zeige den Dank durch Barmherzigkeit gegen andere! Der berühmte N. Newton schreibt: Was mich betrifft, so habe ich kein Recht, einen einzigen Stein auf den Schlimmsten der Abgefallenen zu werfen. Denn wenn ich auch nicht die Wege gewandelt bin wie er, so wäre ich in gleiche Bahnen geraten, wenn nicht Gottes Barmherzigkeit mich bewahrt hätte. Zu einer Dame, die viel mit gefallenen Mädchen zu reden hatte, aber wenig Zugang zu den Herzen fand, sagte ich einst: Stellen Sie sich in Gedanken neben diese armen Töchter: Wenn mich die Gnade nicht wunderbar bewahrt hätte, so wäre ich nicht anders als die am tiefsten Gefallene. Von da an, als sie das beherzigte, redete sie anders mit ihnen und fand Zugang zu den Herzen und der Liebe Frucht.



Ländliche Zoologie.

Gutsherr (bei großer Hitze über das Feld gehend): Wenn die Hitze noch lange dauert, muß alles Vieh zu Grunde gehen.
Bauer: Gott erhalte uns nur den gnädigen Herrn.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph hat geholfen.

Eine arme Frau in Oesterreich schrieb uns vor einigen Wochen folgendes: „Ich hatte im verfloßenen Winter eine harte Zeit. Mein Mann war nämlich so dem Bohn ergeben, daß wir es kaum mehr bei ihm aushalten konnten. Zähjornig war er zwar von Jugend auf, allein in letzter Zeit steigerten sich seine Bohnanfälle zu völliger Wut. Welch' ein Jammer für mich, welch' ein Vergerniß für unsere Kinder, von denen heuer zwei zur ersten hl. Kommunion gehen sollten. Dazu war mein Mann im geistigen Leben so erkaltet, daß er fast nichts mehr vom Gebet und Empfang der hl. Sakramente wissen wollte. Letzteres tat mir noch weher, als die persönlichen Unbilden, die ich von ihm zu erdulden hatte.

In dieser Not faßte ich mit meinen Kindern ein großes Vertrauen zum hl. Joseph. Mit Beginn des Monat März hielten wir zusammen eine kleine Andacht zu dem großen Heiligen und ersuchten auch andere um ihr Gebet. Die ersten 3 bis 5 Tage schien unser Gebet ohne Erfolg; im Gegenteil, das entsetzliche Fluchen und Schimpfen des gottentfremdeten Mannes wurde immer ärger. Mir rollten dabei oft die Tränen über die Wangen und ich betete noch dringender mit meinen Kindern um die Befreiung des Vaters.

Etwa vom 6. oder 7. Tage an wurde er ruhiger. Bald darauf hörten wir zu unserer Verwunderung kein Fluchwort mehr; der Vater nahm zuweilen wieder Weihwasser und machte das hl. Kreuzzeichen. Als wir ihm am Feste des hl. Joseph zu seinem Namenstage gratulierten, bot er uns allen gar freundlich die Hand und empfing noch am gleichen Tage die hl. Kommunion. Kurz, er war ein ganz anderer geworden.

Wer beschreibt unser Glück und unsere Freude! Fürwahr, ganz wunderbar hat der hl. Joseph uns geholfen. Drum wende sich jeder, der in leiblicher oder geistiger Not ist, vertrauensvoll an ihn; es wird ihm sicherlich geholfen werden!“

„Ich selbst“, so fährt die genannte Frau fort, „bin in meinem Innern viel ruhiger geworden. Die frühere Gewissensangst ist weg und ich sehe nun ruhig dem Tode entgegen; auch meine Kinder sind hübsch folgsam und brav und beten viel, namentlich die älteste Tochter, die Freude unserer Familie. Vor fünf Jahren war ich schwer krank, sodaß jedermann an meinem Aufkommen zweifelte. Ich wäre auch gerne gestorben, falls es der heilige Wille Gottes gewesen, doch lagen mir meine Kinder sehr am Herzen. Man riet mir, eine Magd einzustellen; allein dazu wollten unsere Mittel nicht reichen. Damals nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu und zur lieben Mutter Gottes. Ich betete bloß um Linderung meiner Leiden und wollte zufrieden sein, wenn sich mein Gesundheitszustand nur insoweit besserte, daß ich ohne fremde Hilfe das Hauswesen besorgen konnte. Und wie ich gebetet, so geschah es. Ich konnte das Bett verlassen und die nötige Arbeit tun, im übrigen aber will ich mein Kreuzlein gerne tragen, um mein Fegefeuer schon auf Erden abzubüßen.“

So die arme, schlichte Frau. Sie bat uns, ihren Bericht in's Josephsgärtchen aufzunehmen, und wir haben es mit Freuden getan, in der Hoffnung, daß manche bedrängte Seele daraus Mut und neue Hoff-

nung schöpfen werde. Den demütigen, kindlich-einfachen Seelen gibt Gott seine Gnade, und denjenigen, welche Gott lieben, reichen alle Dinge zum Besten. Herr, dir sei Lob und Dank! Um meine verirrte Seele zu finden, hat sich Jesus, unser guter Hirte, die Füße wundgelaufen, und damit ich stets ihm treu bleibe, hat er mich mit Prüfungen mannigfacher Art an's Kreuz geschlagen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Der hl. Alphons Maria von Liguori.

Auch der hl. Alphons Liguori war ein großer Verehrer des hl. Joseph. Auf seine Fürbitte setzte er ein großes Vertrauen und ermunterte bei jeder Gelegenheit zur Andacht und zum Vertrauen gegen den hl. Joseph.

In einer kleinen Schrift, die er über diese Verehrung geschrieben, sagt der Heilige: „Schon das Beispiel Jesu Christi sollte hinreichen, um alle Herzen mit Andacht zum hl. Joseph zu erfüllen; hat doch der liebe Heiland, solange er auf Erden lebte, diesen seinen Nährvater überaus geliebt und ihm kindlichen Gehorsam geleistet. Daraus erhellt aber zugleich, daß der hl. Joseph über alle Heiligen — die allerfeligste Jungfrau Maria natürlich ausgenommen — hoch erhaben ist, weshalb denn auch ein frommer Schriftsteller mit Recht bemerkt: „Den der König der Könige so hoch erheben wollte, der verdient von den Menschen eine ganz besondere Verehrung.“

Alphons Maria ging hierin mit seinem Beispiel voran. Er erwählte den hl. Joseph und die hl. Theresia, diese große Verehrerin des hl. Patriarchen, zum Schutzpatron seiner Kongregation und ließ ihr Fest alljährlich in verschiedenen Missionshäusern gar festlich begehen. Er selbst rief sie oft an und begann nie eine Schrift oder ein Sendzettel, ohne den Anfangsbuchstaben der Namen Jesu und Maria auch die des hl. Joseph und der hl. Theresia beizufügen. Er verfaßte eine Novene zu Ehren eines jeden dieser Heiligen; auch besitzen wir von ihm eine sehr schöne Betrachtung für das Fest des hl. Joseph, in welcher er eindringlich zur Verehrung dieses großen Heiligen und zum Vertrauen auf seinen Beistand ermuntert.

Namentlich ermahnte er, den hl. Joseph zu verehren als Patron eines guten Todes und führte folgende drei Hauptgründe dafür an:

1. Jesus liebte den hl. Joseph nicht nur wie einen Freund, sondern als seinen Vater, weshalb seine Vermittlung weit mächtiger ist, als die eines anderen Heiligen.

2. Der hl. Joseph hat eine besondere Macht über die bösen Geister, die uns in der Todesstunde anfechten werden. Er hat den lieben Heiland vor den Nachstellungen des Herodes befreit, und darum hat ihm Gott die Macht gegeben, die Sterbenden gegen die Angriffe des bösen Feindes zu schützen.

3. Der hl. Joseph hat auf seinem Sterbebette Jesus und Maria als Helfer gehabt, und dadurch hat er das Recht erlangt, auch seinen treuen Dienern die Gnade eines guten Todes von Gott zu erbitten. Wenn sie ihn also in ihrer Todesstunde mit Vertrauen anrufen, wird

er ihnen nicht nur selber beistehen, sondern ihnen auch die Hilfe Jesu und Maria vermitteln.

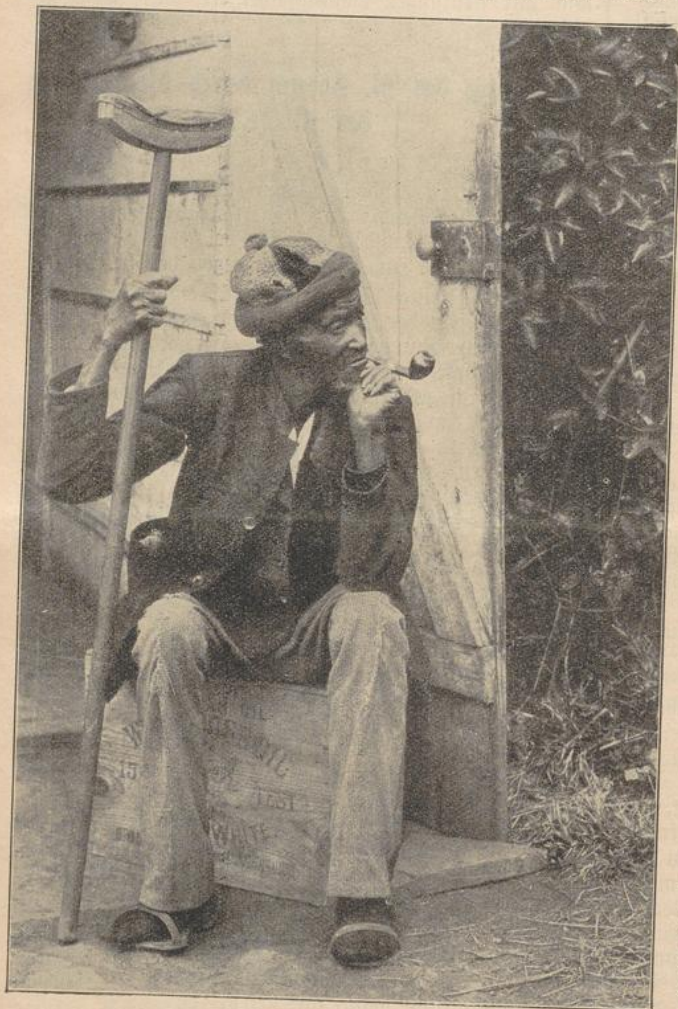
Der hl. Alphons starb eines seligen Todes am 1. August 1787.

Chronika eines fahrenden Schülers.

Von Clemens Brentano.

(Fortsetzung.)

Mein Vater pflanzte nun am Bache die Sonnenblumen und mancherlei nützliche Kräuter. Er war ein



In stiller Rast.

frommer und kunstreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Auch richtete er die Falken ab, wie kein anderer Jäger im Frankenland und hatte eine große Kenntnis heilsamer Kräuter. Ich ging ihm beständig bei seinen Arbeiten zur Hand, wie ich konnte, und er erzog mich zur Gottesfurcht und frommer Sitte. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schloß von des Ritters Hausfrau gelernt und zugleich mit den zwei Söhnen das Christentum beim Hauskaplan.

Mein Vater schenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür, ich aber brachte der Hausfrau Arznei-kräuter und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich singen gelehrt hatte. So war ich denn

immer gern im Schlosse gesehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter wurde, meistens zu Hause beim Vater, denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein.

In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft; er war auch stiller Gemüthsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich bald an der Lahn sehen und fuhr mich im Schiffelein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns in Ehren so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten.

Da mein Vater das bemerkte, kummerte er sich darum und sagte mir oft traurig: „Mein Kind, was soll aus deiner Liebe werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?“

Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und taten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören, den Junker Jörg zu lieben; denn die Liebe ist blind und wo sie entbrennt, kann sie nicht ausgelöscht werden; zwei Menschen, die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod.

Mein Vater stellte es auch dem jungen Ritter vor. Der aber war mutiger als ich und sprach: „Lasset Euch das nicht bekümmern in Euren alten Tagen, denn es soll Euch freuen, wenn Ihr seht, daß Eure Tochter eines braven Ritters ehr- und tugendsame Hausfrau wird, und sollte mein Vater anfangs dazu die Einwilligung nicht geben wollen, so wird er doch darum nicht zürnen bis in den Tod.“

Ich erschrak, wenn ich sah, wie mein Vater traurig ward bei solcher Rede, die mir das Herz erhob, und habe meinem Vater von der Zeit an immer noch eifriger gedient als vorher; auch ward ich in all meinen Reden bedachtsamer und klüger, daß er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert sei, daß ich nicht töricht handeln würde.

Georg kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg, und wann des Morgens die Reifigen aus dem Schlosse zogen, stand ich immer und grüßte Georg mit einem weißen Tüchlein; und wenn er mich so grüßen sah, ließ er sein Roß ein paarmal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem gestrengen Herrn Vater, mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wiederkommen lasse, und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reifigen wieder einziehen sah.

Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen und als sie wiederkamen, stand ich am Berge und sah nach Georg. Der aber saß nicht auf seinem Streitroß, ward vielmehr auf einem Tragbrett zwischen zwei Reitern getragen. Ach, da war meine Angst so groß, bis er die Reiter still halten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen konnte, daß er noch lebe, und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir.

Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Tränen so flehentlich, daß er selber sehr weinte und

sprach: „Ach, Tochter, wie ist deine Liebe zu Junker Jörg so groß, und wieviel Leid mag wohl daraus entstehen!“ Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an die Lahn hinab. Die war zugefroren und noch keiner darüber gegangen. Das wußte ich wohl, sagte es aber meinem Vater nicht, der glaubte, es seien schon viele Leute darüber gegangen; und so eilte ich denn über das Eis ohne Furcht und Angst und betete wohl mehr für Georg auf dem Eise, als daß ich nicht einbrechen möchte.

Es war Abend, da ich auf's Schloß kam. Ich fragte sorgsam nach Georg und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen, und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich ins Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und küßte ihm die Hand.

Seine Mutter wußte wohl, daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber sie hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei; und da sie nachher mit mir in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lange mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich alles, wie unsere Liebe so unveränderlich sei, und wie nichts uns scheiden werde, als der Tod. Sie aber war eine sanfte Frau, und Georg ihr liebstes Kind. Auch gegen mich war sie immer sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt, und hat nicht mehr von unserer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

Während der Nacht ging das Eis in der Lahn auf, und ich konnte am Morgen nicht zurück, sodaß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte. Ich war dann meist bei Georg und pflegte sein; denn sein Herr Vater, der Ritter, war noch nicht zurück, und die Mutter erfreute sich an unserer Liebe. Da wuchs dieselbe noch viel mehr, denn Georg war durch seine Wunde schwach und noch viel inniger und sanfter als sonst, und die kleinste Handreichung, die ich ihm erwies, erschien mir wie ein heilig, tiefinnig' Werk, weil in reiner Liebe getan.

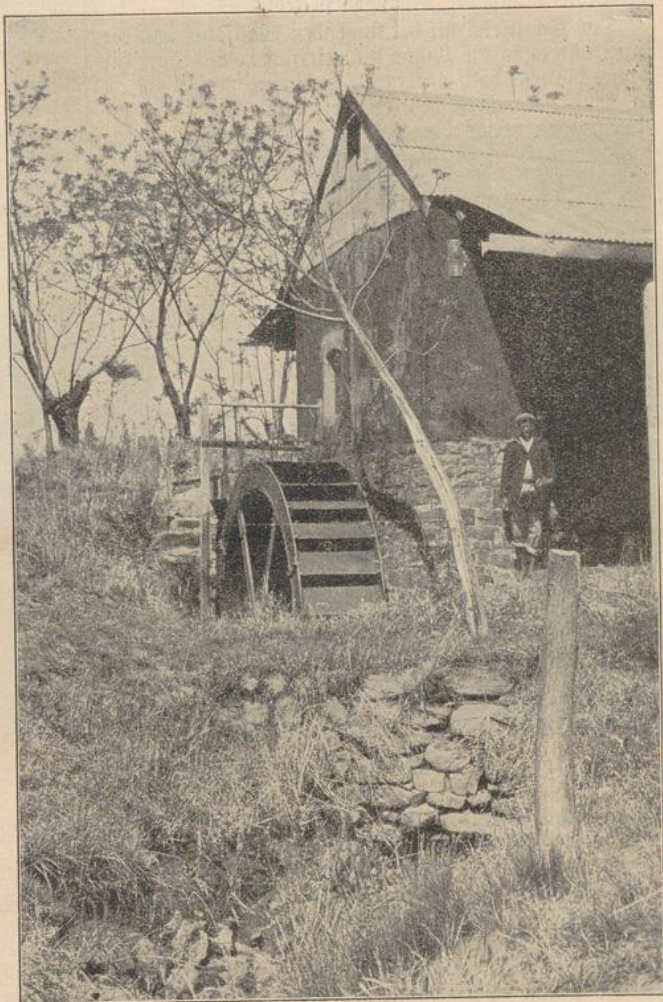
Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater. Der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich Trost gewonnen, und ich erzählte ihm alles, was geschehen war, auch was Georgs Mutter zu mir gesprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte, wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuße im Grabe stehe; sein Sinn sei also nicht mehr für die weltlichen Dinge; er wolle meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke.

Da Georg genesen war, besuchte er meinen Vater und mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster Arnstein.

Der Winter war sehr rauh und mein Vater oft krank, denn er war schon hochbetagt und hatte schneeweiße Haare. Da ward mir denn auch keine größere Freude als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als aber der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an

die Türe und schaute ins Tal hinab und sprach von meiner seligen Mutter.

Einmal, am hl. Oftertage nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern wieder an der Türe, und ich neben ihm. Es war gegen Abend, alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen die Lahn hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schiffelein gefahren. Sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne im Echo nachklang:



Mühle der Station Einsiedeln.

Ich will des Mai's mich freuen
In dieser heiligen Zeit,
Und gehe zu den Maie,
Und seh' des Heilands Leid; —
Leid gab mir die Freudigkeit.

O Mai, im grünen Scheine
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine,
Du blühest ew'ges Heil! —
Heil gab mir des Todes Pfeil.

Du stehst in ew'ger Blüte,
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glüht.
Du trankst sein heil'ges Blut! —
Blut gab mir so hohen Mut.

Du drangst in heil'gem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich trankte die Jungfrau
Mit ihrer Tränen Schmerz! —
Schmerz erquickte mir das Herz

Des heil'gen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus an der Maie
Mich heilte deine Pein! —
Pein führt mich zum Himmel ein.

Der Vater und ich sangen das Lied stille mit. Er war sehr gerührt und sprach zu mir: „Wohl wende auch ich mich hin zur Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht; denn meine Zeit ist vorüber, und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht; auch werde ich heuer die Früchte nicht mehr reifen sehen. Ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann; denn ich habe nach Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt.“ —

„Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so die Lahne hinunterfährt, und dort die Sonne, die jetzt bald untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert. Da sind sie heut früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Duft des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen

denn Georgs Vater hatte den älteren Sohn Johann zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

Da Georg zurückeilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater aber, der im Lehnstuhl saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und jagte freundlich zu ihm: „Willst du wieder in Freiheit sein, guter Falke, wenn ich nicht mehr bin?“ Und da er mich weinen hörte, fragte er: „Was weinst du, mein Kind?“ Ich erwiderte: „Da ich Georg hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein werde außer Gott.“ — Da sprach er zu mir: „Und einst wird Gott dein einziger Trost sein, wie er jetzt meiner ist, da ich dich verlassen muß. Aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir wohlhergehe auf Erden, bis du zu mir kommst.“

Dann kniete er dort an dem Altären nieder und betete und war so schwach, daß er in Andacht sein Haupt darauf stützte. Ich aber kniete neben ihm, und der Falke saß traurig auf der Stange. Dann sagte er: „Sieh, ob der Vater Anton bald kommt, ich fühle, meine Stunde naht.“

Da sah ich den Vater in seinem geistlichen Gewande eben in das Schifflein steigen, Georg trug das Kreuz, und seine Mutter hatte eine brennende Kerze in der Hand; auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da rief ich: „O lieber Vater, sie bringen dir den lieben Heiland!“ — Da küßte mich der Vater und sah mich, wie zum Abschied, mit großer Liebe an.

Der Zug kam langsam den Berg herauf, und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Georg und seiner Mutter. Die war sehr traurig und küßte mich. Der Vater Anton aber ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das hl. Abendmahl, und wir standen in der Nähe und beteten. Dann kam der Vater und rief mich und Georg und seine Mutter herein.

Wir knieten um seinen Stuhl und er sprach zu Georgs Mutter: „Gnädige Frau, wir werden bald im andern Leben beisammen sein. Nehmt Euch meines Kindes an! Georg liebt meine Tochter, und sie verdient es . . . O mein gutes Kind, ich befehle dich Gott! Komm bald zu mir, wenn es dir auf Erden nicht gut ist.“ —

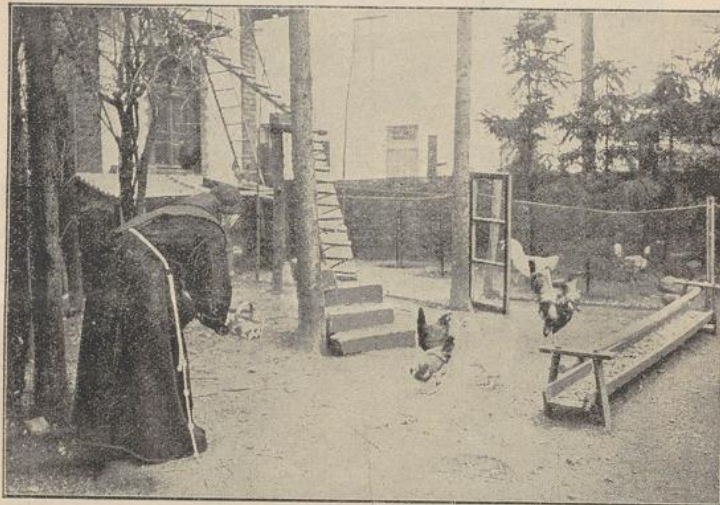
Da weinten wir alle sehr, und Georg nahm meine Hand und sagte: „Mutter, segnet uns! Vater, segnet uns!“ — Da gab er uns den Segen, und Georgs Mutter auch, und der Vater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. —

Dann wollte der Vater in den Sonnenschein getragen sein. Georg und ich trugen ihn in seinem Sessel hinaus in das Freie. Die alten Diener des Ritters standen mit ihren Fackeln im Kreise herum und reichten ihm die Hände. Georg brachte ihm seinen Falken; der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessels.

So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: „O Gott, ich danke dir für das schöne Leben! Ich danke dir für mein schönes, liebes Kind! — Ich danke dir für den schönen Tod!“ — Da starb er. —

Georg und ich hielten seine beiden Hände. Es war ein freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen im Walde, und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Mönch als Verwalter des Hühnerhofes.

würden und ihre Andacht verrichten. Und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen und haben sie dort aufgesteckt. Dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen, und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen, und schnell trug sie das Schifflein den Fluß hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der andere später ans Land, und alle, die zusammen so fromm singend dem Flusse folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen. Und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligtum mitbringen kann, um so Frömmigkeit zu erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück. Die Gabe mag gering sein im allgemeinen Werte der Dinge, allein sie ist doch groß für die Betrachtung, und ein Samenorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes werden.“

So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir, und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, sodaß ich wohl fühlte, er werde nicht mehr lange bei mir sein.

Georg kam am folgenden Tag herauf, und mein Vater bat ihn, den Vater Anton vom Kloster Arnstein mitzubringen und auch seine Frau Mutter zu ihm bitten,

Spinnerin am Kreuze.

Einst sollte auf dem Wiener Berge ein Dieb gehängt werden. Unter den vielen Zuschauern stand ganz nahe beim Hochgericht auch ein Müller, *S p i n n e r* mit Namen. Der Delinquent stand bereits auf der Leiter und hatte die Schlinge um den Hals, da hörte er, wie der Müller die Worte sagte: „Ich möchte nur wissen, wie dem dort oben zu Mute ist.“ Schon wollte Meister Hämmerlein die Leiter wegziehen, als der Dieb schrie: „Halt, ich habe noch was zu bekennen; ich habe noch einen Mitschuldigen. Der Müller da ist es!“ Große Erregung bemächtigte sich aller Anwesenden. Zwar beteuerte der Müller seine Unschuld, doch umsonst: die Hinrichtung wurde aufgeschoben und der Müller wanderte mit dem Diebe ins Gefängnis. Da letzterer unabänderlich bei seiner Aussage blieb und man in alten Zeiten nicht viel Federlesens machte, so wurde nach dem Spruche: „Mitschuldigen, mitgehungen!“ verfahren und zwar sollte der Müller vor dem Diebe gehängt werden. Schon war der Strick um des Müllers Hals gelegt, als der Ankläger wieder ausrief: „Halt, ich habe noch was zu bekennen!“ In höchster Erwartung hochte alles auf und der Dieb wandte sich nun an den in höchster Todesangst schwebenden Müller: „So, Müller, weißt Du jetzt, wie einem zu Mute ist auf der Galgenleiter?“ Dann aber sprach er zu den Richtern: „Der Müller ist unschuldig. Er verlangte aber, als ich das erste Mal gehängt werden sollte, zu wissen, wie es einem sei, der die Schlinge um den Hals hat, so hab' ich, ihm's wissen zu lassen und mir zur Luft den Spaß gemacht. Ich denke, er wird sein Lebtag nimmer darauf verlangen!“ Nun wurde natürlich der Müller alsbald freigesprochen und gelobte aus Dankbarkeit gegen Gott und zum ewigen Gedächtnis seiner Errettung die Errichtung einer Kreuzesäule, das „Spinerkreuz“ genannt, woraus dann allmählich die nun übliche Benennung „Spinnerin am Kreuz“ ward. Sie wurde erbaut 1451 von H. von Buchsbaum.

Des Adlers Raub.

Zwischen hohen Fichten und Lärchen rauscht der Tilt; über den Wäldern links und rechts vom Tilt-Bach ragt kahles Gebirg. Die Bäume verschwinden und die Felsen rücken sich näher. Kuppe steigt über Kuppe, alle nackt, unwirtsam und von hundertfältigem Kinnfal durchfurcht.

In dieser Hochlandseinsamkeit stand die Hütte eines Hirten. Während er die kleine Herde zu den Weideplätzen trieb, besorgte sein Weib die kleine Wirtschaft.

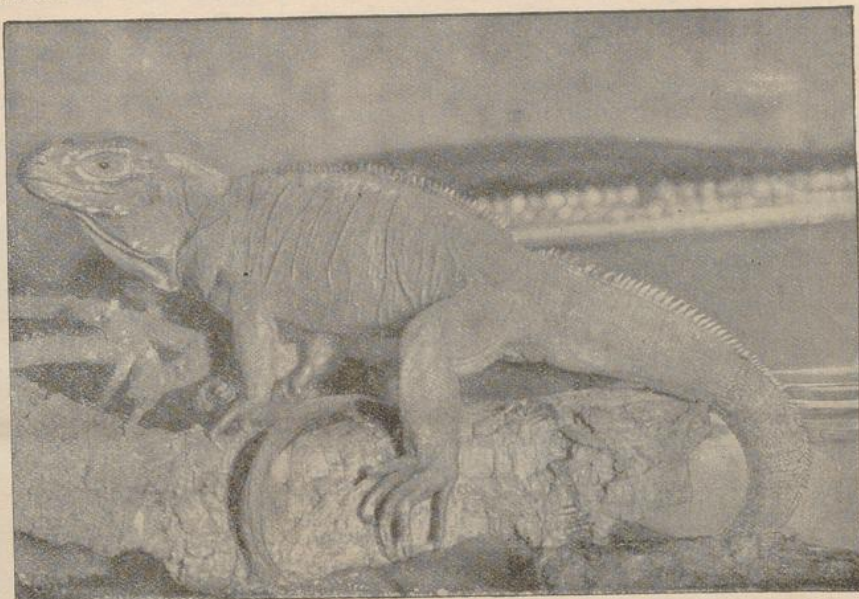
Zuweilen geschah es, daß Reisende des Weges kamen, oder ein Jägertrupp auf der Jagd nach Schneehuhn und Auerhahn.

Eines Tages im Herbst hatte solch' eine Jagdpartie bei der einsamen Hütte Rast gehalten, jugendlich kräftige Gestalten im malerischen Hochlandskostüm.

Es war ein frugales Mahl, das die arme Sirtin-frau bieten konnte: Kartoffeln, Haserluchen und Whisky; aber den Fröhlichen mundete es herrlich, und die Wirtin hatte vollauf zu tun, um allen Wünschen zu genügen.

Nach dem Aufbruch der Gäste waltete wieder die ganze Stille der Bergnatur. Nur der Rauch des Dorf-feyers, der aus allen Dachrizen der Hütte drang, zeugte noch von dem ungewöhnlichen Ereignis.

Das Weib trug nun die Wiege, wogin ihr zwei Monate altes Kind lag, ins Freie und ließ sich auf einem Granitblock nieder. — Die Luft war schwül, selbst



Nashornleguan.

in diesem Felsental. — Wacholder und Thymian hauchten ihre stärksten Düfte. — Das junge Weib hatte müd' den Kopf auf die verschränkten Arme niedergelegt und träumte zum tiefblauen Himmel auf, während ihr Fuß mechanisch die Wiege schaukelte. Die Wimpern wurden ihr schwer und schwerer. Dann schlossen sie sich ganz. — Die Wiege bewegte sich nicht mehr. — Mutter und Kind schliefen. —

In den Schlaf des Weibes tönte allplötzlich ein eigen-tümliches Rauschen, welchem dann ein Nechzen des Kleinen folgte. — Instinktiv macht sie eine tappende Bewegung zu der Wiege hin, sinkt wieder zurück, ringt nach dem Bewußtsein, springt endlich auf, starrt wirr vor sich und sieht die Wiege — leer.

Ein wilder Blick umher und dann empor — dort!

Hoch in den Lüften fliegt ein mächtiger Adler, lang-sam, aber unerreichbar, in den Krallen das — Kind. Er fliegt hoch und höher, so daß sein Raub nur noch ein weißer, leuchtender Punkt unter dem schwarzen Flügel-paar erscheint, senkt sich dann wieder herab und ver-schwindet zwischen den Bergen.

Die unglückliche Mutter stößt einen wahn-sinnigen Schrei aus, wirft sich zur Erde, springt wieder empor und streckt die Arme verzweifelt nach der Gegend, wo der Adler verschwand. Dann fährt sie sich über das

Antlitz, wirft einen fragenden Blick umher, als ob sie aus einem Traum erwache, stürzt sich auf die Wiege, wühlt in ihr und stößt aufs neue einen gellenden Wehschrei aus.

Alles dies ist das Werk eines Augenblicks. Im nächsten Augenblick stürmt sie das Tal hinab, den Felsen entgegen, zu denen der Adler sich gefenkt hat. Aber ach! nur ihre Gedanken haben Flügel. Der Weg scheint ihr endlos; die ineinander sich schiebenden Berge scheinen ihr höhnische Dämonen zu sein!

Plötzlich um eine neue Felsenbiegung rasend, sieht sie die Gäste vom Morgen durch eine niedrige Erlenhäuschung streifen. Der Anblick von Menschen ist ihr der erste Trost, die erste Hoffnung.

In wenigen Minuten hat sie die Jägerschar um sich versammelt, das Schreckliche erzählt und bittet knieend, und im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihr zu helfen.

Alle bemitleiden sie, aber Rat weiß nur einer. — „Dort,“ sagte er, „von steiler Wand des Caingorm, sah ich jüngst hundert Fuß tief in einen Abgrund und entdeckte auf einem Felsengrat ein Adlernest.“

„Dort verschwand der Räuber!“ stammelte das arme Weib.

Der Jäger sah ihr eine Weile stumm und nachdenklich in das weinende Antlitz.

Dann sagte er mit sanfter Stimme: „Schafft mir ein Seil aus Eurer Hütte! So Gott will, finde und rette ich Euer Kind!“ —

Eine halbe Stunde später hing der Kühne am Seil über der schwindelnden Tiefe, und tastete sich mit Arm und Fuß langsam die steile Wand hinab. Aus dem Schlunde schwang sich ein Adlerpaar wutkreisend empor und drohend umrauschten ihn ihre Fittiche. Geröll löste sich, und es schwankte das Seil. Aber er hielt sich schon unter sich den Horst und — inmitten zweier junger Adler — das unverkehrte Kind, hilflos die Arme ausstreckend.

Sein Jubelgeschrei verkündete der knieenden Mutter droben: „Gefunden!“ —

Mit einem kühnen Schwung faßt er auf der Felsenplatte Fuß, nimmt und bindet den Kleinen in seinen Mähd (Jagdtasche), gibt das Zeichen und tritt die todesgefährliche Fahrt nach oben an.

„Gerettet!“ jauchzt er. — Die Gefährten, mannhafte Gefellen, drücken ihn stürmisch schluchzend an die Brust.

Die Mutter aber, nach dem Rausche der ersten Freude, kniet nieder, und die Hände faltend spricht sie zu dem Retter ihres Kleinodes: „Netzt bete ich für dich!“

Eine erhabene Stille trat ein und feierliche Nührung bemächtigte sich aller, während das Weib — mit dem gereiteten Kind an der Brust — leise und in Tränen des Entzückens und des Dankes betete. Denn jeder empfand es, daß dieser Veteran Gott nahe sei. —

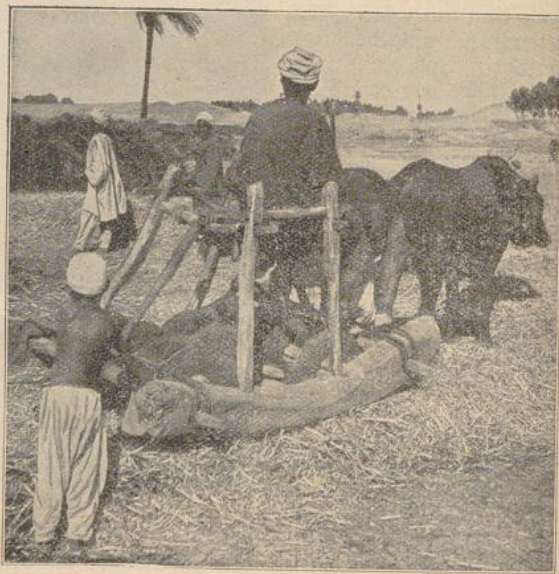
Aus dem Land der Pharaonen.

(Siezu Bild nebenstehend.)

Aegypten ist das Land der Kontraste. Es birgt jahrtausendealte Meisterwerke menschlicher Baukunst und daneben die elenden Hütten der Fellsachen. Die gewaltigen Staubeden des Nils sind geniale Schöpfungen der neuzeitlichen Technik und Ingenieurkunst, und neben den Kolossalbauten arbeiten wieder die primitivsten, von Menschenhand getriebenen Schöpfwerke, die das Wasser des Nils in die Höhe befördern. Luxuszüge und Salondampfer, ausgef.attet mit dem raffiniertesten Luxus, be-

fördern die Weltreisenden in das Innerste dieses uralten Kulturlandes, und rechts und links bearbeiten die Fellsachen mit den primitivsten Geräten den Grund und Boden. Während im Polarreis kleine schwedische Gemeinden schon seit Jahrzehnten Zweckverbände zur gemeinschaftlichen Ausnutzung landwirtschaftlicher Maschinen gegründet haben, drischt der konservative Aegypter seine Bohnen noch mit einem handgefertigten Apparat, wie ihn unser Bild zeigt. Zwei Ochsen und eine Anzahl Menschen sind tagelang mit einer Arbeitsleistung in Anspruch genommen, die eine einfache Dreschmaschine in wenigen Stunden verrichtet. Aegypten, das Wunderland der Pharaonenkultur, ist zugleich auch das Wunderland der Unkultur und häuerlichen Rückständigkeit.

Der Papierverbrauch der amerikanischen Zeitungen. Einer amerikanischen Zeitung zufolge beträgt die jährliche Auflagenzahl der amerikanischen Zeitungen 10½ Milliarden Exemplare;



Bohrendreschen in Aegypten im 20. Jahrhundert.

dies macht auf jeden Menschen in den Vereinigten Staaten 125 Zeitungen und Zeitschriften, das ist dreimal soviel wie in den Jahren 1870 und 1880. Aber nicht nur die Auflage, sondern auch der Umfang der Zeitungen ist in den letzten Jahren gewachsen. Im Jahre 1880 wogen tausend Exemplare verschiedener Zeitungen und Zeitschriften zusammen etwa 99½ Pfund, im Jahre 1905 dieselben Zeitungen bereits 167,4 Pfund. Ganz außerordentliche Papiermengen verbrauchten die Sonntagsnummern. Solche wurden im Jahre 1907 von 456 Zeitungen herausgegeben in einer Gesamtauflage von 115 939 021; für einen einzigen Sonntag wurde also von diesen Zeitungen eine Papiermenge verbraucht, die zum Drude von nahezu 6 Millionen Bänden zu je 500 Zeitungen ausreichen würde. Die sechs größten New-Yorker Zeitungen umfaßten am 1. Dezember 1907 zusammen fast 300 Seiten, davon entfielen auf den Lese-stoff nur 38,7 Proz., der Rest auf Illustrationen und Annoncen. Diese ungeheure Steigerung des Papierverbrauches wirkt auf den Waldbestand höchst ungünstig ein, da das Zeitungspapier aus Holz hergestellt wird. Für die Zeitungen der Vereinigten Staaten müssen alljähr-

lich 50 000 acres (1 acre = 40 a) Wald geschlagen werden, das ist dreimal soviel, als der Nachwuchs beträgt.

„Sei mäßig in Speise und Trank, sittsam in der Kleidung, vorsichtig im Reden, züchtig im Betragen, besonnen in deinem Vorhaben, stark im Leiden, gelassen in der Schmach, demütig im Glücke, dankbar für Wohltaten, freudig in Verachtung, geduldig in Schmerzen und bescheiden in allem Tun und Lassen!“

„Fürchte Gott zu beleidigen, auch durch die kleinsten Nachlässigkeiten und Fehler. Die Furcht Gottes macht vom Bösen weichen und lehrt sorgsam sein im Guten. Ubergib dich ganz Gott, so wird dir das Schwere bald erträglich. Dein Friede gründe sich auf große Geduld. Um des ewigen Lebens willen ist jede Trübsal leicht.“

„Fürchte Gott zu beleidigen, fliehe selbst die kleinste Sünde, denn Gottes Auge ist rein und klar, und dringt auch in die verborgensten Falten deiner Seele, so daß ihm nicht einmal der Schatten eines Unrechts verheimlicht bleibe. Die Sprache Jesu ist nicht die Sprache der Welt. Lerne sie verstehen! Wenn du dich losschälst von den irdischen Neußerlichkeiten, von den Freuden und Vergnügungen, wenn du dich mehr und mehr löst von den menschlichen Banden, dann fallen mit diesen Banden auch die irdischen Wünsche, dann sinkt die Leidenschaft ins Grab, dann gehörst du dir allein oder, besser gesagt: deinem Herrn allein. Dann bist du frei in deinem Denken und Handeln, unbeeinflusst, unbehindert. Gott aber ist unendlich reich und unendlich großmütig. Er verlangt dir kein Opfer ab, ohne dich überreich dafür zu lohnen.“

Arbeit, dulde und leide!

„Im Schweiße deines Angesichts,“ sprach der zürnende Schöpfer zu Adam, „sollst du dein Brot essen!“ Und dieser Fluch der Sünde dauert fort und fort — die langen Jahrtausende hindurch. Wir können ihn aber in Segen wandeln, wenn wir unsere Sündenstrafe demütig tragen, und nicht unwillig und gezwungen, sondern gerne und freudig arbeiten. Noch besser geschieht die Arbeit, wenn sie unter dem Beistande Gottes, Ihm zur Ehre und aus Liebe zu Ihm verrichtet wird. Diese Meinung bricht den verwundeten Stachel unserer Knechtschaft, verflüst unser Loß, macht unsere Bürde leicht. — Arbeiten und leiden — der Menschen Loß und Bestimmung.

Was tat denn unser Herr und Meister während Seines Erdenwallens? Raftlos, unermüdlich predigte und lehrte und arbeitete Er und zog von Ort zu Ort; und wir lesen im Evangelium, daß Er Sich selbst auf die Bitte Seiner Jünger keine Ruhe gegönnt habe.

Und wie taten Seine Apostel? wie alle Verkünder des christlichen Glaubens? wie alle, die Seiner Lehre, Seinen heiligen Fußstapfen folgten? — Sie arbeiteten und litten!

Wie taten Maria, die Sündenlose, wie Joseph, der keusche, heilige Nährvater Jesu? Still und arbeitssam floß ihr Leben zu Nazareth dahin: der arme Zimmermann, aus dem Königsstamme Davids entsprossen, nährte den göttlichen Pflegeohn lediglich durch die Arbeit seiner Hände.

Wohin wir schauen, im Leben der einzelnen sowohl, als ganzer Nationen, begegnen wir der Arbeit und dem Leiden.

Sparen.

Mein Kind such nicht nach Weltenlohn
Nach Anerkennung und nach Ehren;
Denn niemals kann solch Flitterwerk
Dir edle Freud bescheeren.

Es ist ein Scheingut leer und hohl
Der Eigenliebe falsches Schielen,
Drum lasse es den Kleinen nur
Mit eitel Glas zu spielen — — —

Dein Lohn, er wächst in Jesu Herz,
Das soviel Undant muß' erfahren,
Doch such in Demut all dein Leid

Als K e i n g e w i n n dir aufzusparen. — — —
Stuttgart. F. Hermann.

Zu Fuß um die Welt.

Stefan Stan, ein Minenarbeiter aus Los Angeles in Kalifornien, ist infolge einer Wette von 25 000 Dollar im Begriffe, zu Fuß um die Welt zu wandern.



Zu den 8000 Kilometern von Los Angeles nach New-York brauchte er über 6 Monate. Von New-York schiffte er sich im März dieses Jahres nach Southampton ein, betrat in Havre den Kontinent und marschierte durch Frankreich, die Schweiz nach Wien, wo er in diesen Tagen eintraf. Ueber den Balkan durch Rußland wird er über Japan nach Los Angeles zurückkehren. Um die 25 000 Dollar zu gewinnen, muß er sich an den einzelnen Stationen Bescheinigungen geben lassen, die er in einem Bündel bei sich trägt. Er marschiert täglich 30 bis 60 Kilometer und hofft in drei Jahren wieder in Los Angeles einzutreffen.

Humoristisches.

Unnötige Angst (Schwäbisch). „Du hast doch a sehr guten Platz g'habt, warum bist du denn da fortgelaufen? — „Wegen der Gfrierei.“ — „Ja, is dös mögli?“ — „Siehste, z'erst is a Kalb freiert, dös habe se eing'falze, und dann habe mer's z'esse kriegt.“ — „D, dös is freili net schö g'weise.“ — „Nee, dann is a Schwein kaput worde, dös habe se auch eing'falze und wir habe's esse müsse.“ — „Na, dös is aber efflich!“ — „Gelt! Es is aber no wilder worde; gestern is die alte Großmutter g'storbe.“ — „Ja und?“ — „I hab' nimmer länger g'wart'; wie se de letzte Schnaufer 'tan hat, bin i ausg'risse!“

Verhindert. Köchin: „Kommst du am Sonntag mit auf eine kleine Landpartie?“
Stubenmädchen: „Nein, ich muß den ganzen Tag mit der gnädigen Frau vierhändig spielen.“

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur „Kaffrische Heiratsgefeße“, „Die Schwiegermutter unter den Zulus“, „Gerettet in höchster Not“, „Der kleine Zeitungsträger“, „Ein unerhörtes Kunstwerk“, „Herstellung des Geldes“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschnitt. Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergnügungsbogens die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen allen denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergnügungsbogen angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Briefkasten.

G. F. in Augsburg. Sie fragen nach guten Erbauungsbüchern? Wir können Ihnen folgende empfehlen:

1. „Muttergottes-Rosen“. 576 Seiten.
 2. „Eucharistische Liebesblumen“. 576 Seiten.
 3. „Das allerh. Altarsgeheimnis und die Fürbitte Maria“. 640 S.
- Alle diese Bücher sind verfaßt von Jos. Kremer und zu beziehen durch die Verlagshandlung A. Kistner in M.-Gladbach. Das erste Werk ist zu haben von Mk. 2.35 an, das zweite von Mk. 2.25 an, das dritte von Mk. 2.— an.

Unseren geehrten Abonnenten zur Mitteilung, daß die in der Schweiz sich befindende Vertretung der Mariannhiller Mission in letzter Zeit von Attinghausen nach Altdorf verlegt wurde. Leider konnte diese Änderung in dem 1912 Kalender nicht mehr aufgenommen werden.

Ungeannt Rorschach. Wir haben wohl Ihre zwei Briefe sowie Briefmarken erhalten, da Sie aber jedesmal unterlassen haben, Ihren Namen anzugeben, können wir Ihnen den Betrag nicht gutschreiben.

A. Sch. Betrag eingegangen.

M. B. Sendung erhalten.

Lourdeswasser können Sie vertrauensvoll beziehen in versiegelten Literflaschen durch Jungfr. Creszenz Halder, Saulgau, Württemberg.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Main, Melchingen, Nimmels, Bruchsal, Tiengen, Mosbach, Babenhäusen, Hall, Freiburg, Wiesmühl, Hettlingen, Erstein, Schiltigheim, Bagen, Zimmern, Gauen, Bärigen, Schmitter, Wallenstadt.

Danksgagen

gingen ein aus: Weismöding. Aidhausen: Durch die Fürbitte der Muttergottes von Lourdes und des hl. Joseph wurde ich erhört. Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Joseph. Ludwigshafen. Familie Weber, Detroit, Mich., gab Almosen zu Ehren des heiligen Antonius als Danksgabe für erhörte Bitte. Gauen, Bärigen, Schmitter, Wallenstadt, herzlichsten Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für Erhöhung in einem wichtigen Anliegen.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Dalinghausen, Eberfeld, Effen, Liesborn, Nachen, Seppentrade, Linz, Düsseldorf, Dären 3mal, Stadenbuch, Dreine, Luchenheim, Rothenburg, Niedermehren, Bärigen, Oberhofen, Nels, Derendingen, Altdorf, Bärigen, Waldburn, Holzkirchhausen, Schönan, Sindlbach, Siemianowicz, Degerfelden, Aidhausen, Wiesmühl, Gohmannsdorf, Ochsenfurt, Röttingen, Alfeld, Würzburg, Essendorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Johann Schöder, Sachserhof. Heinrich Altdorfsdörfer, Herolds-mühl. Wendelin Barth, Grombach. Josef Michel, Königseggwald. Regine Kaufmann, Buchen. Etw. Sr. Eugoline, Dossenheim. Frau Rosenknecht, Donauersingen. Luise Ulrich, Kleingöft. Barb. Heiner, Fehrenbach. Anna Maria Lamberg, Wallweil. Margaretha Kuhn, Bickweiler. Jäzilia Hamberger, Theres Pfeifer und Kath. Meurer, München. Josefine Schwarz, Resselwang. Anna M. Müller, Tiengen. Barb. Brehm, Rordorf. Maria Loriz und Amalia Kercher, Nittenau. Klara Redlich, Smilowitz. Damian Gärtner, Dittlofrod. Ernst Sord, Gichenbach. Rosa Felber, Konstantin Winterin, Wilhelmine Wegel und Jäzilia Eisensee, Degerfelden. Gertrud Ley, Rölln-Bockenmünd. Frau Breil, Werden. Frau Jakob, Wömminghausen. Friedrich Evers, Waffang. Anna Lang, Velling. Hochw. Hälsmann, Gomburg. M. Gertrud Hermann, Mülheim. Maria Walters, gen. Nöhles, M.-Gladbach. Frau Graf, Wärselen. Wilhelm Hohlseider, Rengert. Frau Anton und Elisabeth Mülkenberg, Düsseldorf-Westen. Paul An, Borr. Sophie Oberlack, Horrem. Alex. Zemkowski, Luxemburg. Karl Leonhard Klein, Geber. Bernardine Frisse, Oberhausen-Styrum. Maria Kopold, Mittelham. Vinzenz Wolfrum, Anna Rahm und Joh. Bapt. Härtl, Magerkreuth. Georg Murer, Weingarten. Friedrich und Sofie Biederwolf, Hildegard Böck und Benedikt Bey, Osterhausen. Barbara Ziegler, Ellwangen. Ferdinand Graf, Heggelbach. Apollonia Braun, Geinsheim. Maria Elisabeth Freitag, Vilchband. Käthi Friedlweiser, Creszenz Laimer und Kresz. Schwaiger, Landau a. Har. Kath. Wittenauer, Sasbach. Anna Wellenhofer, Altdorf. Ignaz Kempf, Eschbach. Josef Lanther. Kath. Berthel. Marie Delme, Wittersburg. Elisabetha Eicher, Kaiserslautern. Joh. Gg. Ziegler, Gänheim. Magdal. Bumes, Regensburg. Otto Hall, Columbus, Ohio. Ruppert Brutel, Detroit, Mich. Julia Greulich, Cincinnati, Ohio. Rev. Ulrich Frey, Roselle, Iowa. Godfried Knobel, Richwood, Mo. Elizabeth Tesippe, De Smet, So. Dak. Magdalena Krummenhauer, Brooklyn, N.-Y. Barbara Matern, Muscatine, Iowa. Joseph Dopple, Detroit, Mich. Frz. Josef Amberger, Bretten. Hochw. Propst Ducrest, Luzern. Katharina Stegmüller, Bärtschwil. Anton Helfenstein, Neuenkirch. Erzpriester Heinrich Weltke, Loslau. Johanna Klenert, Beuthen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.